# Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman

von

Georg Hiltl.

Erster Band.



Berlin.
Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)

# Unter der Rothen Eminenz.

Erster Band.

# I.

## Das Ballspielhaus zur „Weltkugel".

Der Marais, jenes Stadtviertel von Paris, welches heutzutage den glänzenden, neuen Stadttheilen gegenüber entschieden in den Hintergrund getreten ist, war im 17. Jahrhundert nicht so anspruchslos. Namentlich während der ersten Hälfte unter der Regierung Ludwigs XIII. bewohnten viele hochgestellte Officiere die Häuser des Marais und da zu jener Zeit höhere Militairs einen kleinen Hofstaat um sich zu haben beliebten, so konnte man zu allen Tageszeiten lebhaften Verkehr bemerken, der sich besonders in der Gegend der Straßen Touraine und Perche geltend machte.

Einen Mittelpunkt für hervorragende Gesellschaft und außergewöhnlichen Glanz bildete aber das auf dem Marais gelegene Ballspielhaus zur „Weltkugel". Das Ballspiel, zur Zeit des großen Cardinals, oder der Rothen Eminenz, wie man Richelieu zu nennen pflegte, eine Lieblingsbeschäftigung des Adels, zog eine Menge vornehmer Müßiggänger an, denen sich Glücksritter aller Länder beigesellten.

Abgesehen von der herrlichen Gelegenheit, persönliche Kraft und Grazie, Geschicklichkeit und Ausdauer zur Schau tragen zu können, war ein großes Ballspielhaus zugleich der Ort für Zusammenkünfte, die an jeder anderen Stelle aufgefallen sein würden. Hier verabredete man Duelle und Intriguen, die zuschauenden Frauen konnten ungefährdet ein Rendezvous im Ballspielsaale annehmen, und der von Geld entblößte, aber mit Kraft und Gewandtheit ausgestattete Industrieritter und Pflastertreter betrachtete die Spielbahn als seinen Rettungshafen, denn hier fand er stets einige leidenschaftliche Kämpfer, denen er ein paar Partien abgewinnen konnte, oder es trieben sich bequeme Gaffer in den Nebengallerien umher, welche auf ihn, wie auf ein Rennpferd, hohe Wetten eingehen mochten, von deren Gewinn oder Verlust, je nach der Verabredung, ein Theil ihm zufiel.

War das Glück günstig, so zog er mit ziemlich gefüllter Tasche heim.

Die persönliche Eitelkeit mußte bei solchen Vergnügungen hohe Triumphe feiern. Es galt als zum guten Tone gehörig, mit geputzter, zahlreicher Dienerschaft in den Ballspielsaal zu kommen, eigene Kleidung für das Spiel anzulegen, zierliche und doch gewichtige Bälle zu besitzen, die Raquettes, mit welchen die Bälle geschlagen wurden, pomphaft zu verzieren und bei alledem ein ungeheuer großes Maul zu führen; die Marqueurs der Spiele ausschelten, die Spiele anderer bekritteln, eigene Fehler beschönigen, diesem oder

jenem Diener einen Fußtritt appliciren und schließlich eine Hand voll Geldes mitten in die Bahn werfen, ohne auf das Herausgeben zu warten — das war der Katechismus nobler Ballspieler.

An einem Nachmittage im Mai des Jahres 1640 war der Ballspielsaal zur „Weltkugel“ auf dem Marais, damals, wie gesagt, der besuchteste in Paris, ausnahmsweise ganz verödet. — Die warme Witterung mochte nicht zu Körperbewegungen einladen. Nachlässig und faul lagen oder saßen die Marqueurs in den bedeckten Gallerien umher; die Bälle und Raquettes zu kleinen Haufen aufgethürmt warteten der Spieler.

Plötzlich entstand nicht fern von dem Ballhause eine Bewegung; verschiedene Spaziergänger liefen herbei und hielten die Eingangsthür umstellt, es währte auch gar nicht lange, so sah man einen stattlichen Zug die Straße Tourain heraufkommen. Voraus schritten sechs Pagen, dann folgten vier Lakaien, welche Kleider, Raquettes, Bälle und bequeme, äußerst fest und sauber gearbeitete Stiefel trugen. Solche Stiefel zogen die Ballspieler auf ihre Füße, um sich leicht und gegen Anstöße sicher bewegen zu können.

Hinter den vier Lakaien ritten auf prächtig geschirrten Pferden zwei junge, reichgekleidete Cavaliere. Die wallenden Hutfedern, die schwersammtnen, mit blitzenden Knöpfen und funkelnder Stickerei versehenen Mäntel gaben den ohnehin schönen Gestalten ein imposantes Aussehen; kunstvoll gearbeitete, vergoldete Sporen klirrten laut an ihren

Stiefeln und von den in Silber gearbeiteten, mit Steinen besetzten Wehrgehängen wurden lange spanische Raufdegen gehalten, welche breite Handkörbe zur Deckung der Faust mit einem Gewirre köstlicher Filigranarbeit umgeben, zeigten. — Den Zug schlossen wieder vier Lakaien.

Die Achselbänder und Hutschnüre der Dienerschaft trugen das Wappen der herzoglichen Familie de Brezé. Die Brezés waren ein stolzes, herrisches Geschlecht; ihr Dünkel war so unmäßig, daß selbst der stolze Adel Frankreichs sich gegen solchen Uebermuth auflehnte. In Anjou und Saumour, seinen Gouvernements, verübte der alte Herzog eine wahre Tyrannei gegen die eigenen Standesgenossen; sein Schloß zu Anjou zeigte über dem Thorwege, in Stein gehauen, die unverschämte Inschrift: Nulli nisi invitati! — Gastfreundschaft im höheren Sinne war also diesem Geschlechte fremd, Plackereien der niedrigsten Art seine Unterhaltung. Dennoch wagte niemand den bösen Herzog anzuklagen. Weshalb? der Duc de Brezé war ein Schwager des Cardinals Richelieu. Er hatte dessen jüngste Schwester Nicole du Plessis, ehemals Hofdame der Maria von Medicis, geheirathet. Außerdem waren die Brezés bei allem Hochmuthe tapfere und unerschrockene Männer, gleich gewandt mit dem Degen, wie mit dem Worte.

Als die Cavalcade vor der Thür des Ballspielsaales angelangt war, stiegen die Herren von den Pferden und schritten in die Gallerie.

„Niemand hier?" rief der junge Herzog. „Heda, wo steckt das Pack? wir wollen spielen!"

Eilig stürzte eine Menge von Marqueurs herbei und bot die Dienste an. Der Herzog verabschiedete sie alle mit vornehmem Kopfnicken, befahl die Bahn frei zu machen und übergab seine Bälle. Die Marqueurs eilten in das Haus, ließen die Schnüre herab, zogen die Netze zum Auffangen der Bälle fest und bereiteten alles zum Spiele vor.

Während dessen wechselten der Herzog und sein Begleiter, der Chevalier de Noailles, die Kleider. — Als sie wieder in die Bahn traten, stellten ihre Diener und die Marqueurs sich an die Schnüre und an den Enden der Gänge auf; einige vertheilten sich auf die Gallerien, um die verschlagenen Bälle wieder zuzuwerfen.

Brezé und Noailles begannen ihre Partie. Es schien, als hätten sie den ganzen Ballspielsaal gepachtet. — Um nämlich verschiedenen Gesellschaften das Spielen zu ermöglichen, hatten die Eigenthümer der Ballhäuser die Einrichtung getroffen, daß mittelst großer, von der Decke herabzulassender Netze, der Saal in verschiedene Räume getheilt werden konnte. Die Netze verhinderten, daß die Bälle der einen Spielpartie zu der andern hinüberflogen, während doch zugleich der Luftzug in dem langen Gebäude erhalten wurde und jedes Spiel von den Wettenden beobachtet werden konnte.

Der Herzog hatte sogleich bei seinem Eintritt in den Saal befohlen, sämmtliche Netze hinwegzunehmen. Er

wollte mit seinem Genossen die Bahn ganz behalten, damit ihre beiden Bälle weit und stark fliegen konnten. — Die Marqueurs gehorchten.

Nachdem Brezé und Noailles eine Partie gespielt hatten, ruhten sie in der Nebengallerie aus. Diese Nebengallerien waren oben offen. Die Oeffnungen verdeckten ebenfalls Netze, damit die Bälle aufgefangen werden konnten; die Logenreihen befanden sich längs dieser Gallerien. Sie dienten zur Aufnahme von Zuschauern und hatten sich an jenem Nachmittage bereits einigermaßen während des Spieles der beiden Cavaliere gefüllt. — Am Ende dieser Nebengallerien befand sich ein großer Saal, in welchem die weniger vornehmen Spieler sich versammelten, ihre Partien verabredeten und dann in die Bahn traten. Die Räume der „Crème" der Gesellschaft waren am entgegengesetzten Ende des Saales. Sie bestanden aus kleinen Gemächern in der Größe von Badezimmern. Solche Zimmer hatten Brezé und Noailles zu ihrer Verfügung.

Brezé und Noailles saßen also auf Feldsesseln in der Nebengallerie um zu ruhen. Sie plauderten über verschiedene Dinge. Ihre Pagen und Diener hatten sich am Ende der Gallerie zusammengefunden.

Mitten in der Unterhaltung stockte indessen plötzlich der Herzog. Er bemerkte mit Erstaunen, daß einer der Marqueurs es wagte, ein Netz herabzulassen und dadurch einen Theil der Spielbahn abzutrennen.

„Holla! Mann! was soll dort werden!" rief der Her-

zog sich erhebend und in die Hauptbahn tretend. „Hab' ich nicht geboten, die Netze aufzuziehen?"

„Gnädigster Herr! wir hatten keinen Zuspruch weiter, als den Euer Gnaden. Nun aber findet sich eine zweite Partie. Wir müssen Allen gerecht werden," erwiderte der Marqueur.

„Ihr schlechtes Pack! habt Ihr nicht genug an dem Herzog de Brezé und seinen Cavalieren? was bedürft Ihr anderer Leute? den Augenblick zieht das Netz herauf."

„Gnädigster Herr, darüber darf ich nicht entscheiden; das ist Sache meines Herrn, des Herrn Monnier."

„Wo ist Euer Herr? ruft ihn herbei! Ich will die Bahn für mich haben. Wer ist's denn überhaupt, der hier spielen will?"

„Ich kenne den Herrn nicht. Ich sehe ihn zum ersten Male. Vielleicht, weil ich noch nicht lange Zeit im Hause bin."

„Das merke ich. Rufe mir den Spieler sogleich hierher; ich muß doch wissen, wer mir die Bahn streitig machen will. Ich werd' ihm bedeuten, daß er mit Leuten von hohem Ansehen zu thun hat."

„Dort, gnädigster Herr, kommt er soeben aus dem Wartesaal. Sie können ihm alles selbst sagen."

Brezé richtete seine Blicke auf die Eingangsthür und sah einen Mann in den Saal treten, dessen Erscheinung mit der der jungen Edelleute keineswegs übereinstimmte.

War der neue Ankömmling auch hoch, schlank und

kraftvoll gebaut, so bezeugte sein Gesicht doch, daß der Mann ein hartes Leben, das Leben eines Kriegers geführt hatte. Ein starker, fast bis zu den Schläfen hinaufgehender Bart bedeckte seine Oberlippe. Der Mode zuwider, welche das Kinn der Stutzer mit einem kleinen Fleckchen Haare, — Royale genannt, weil Ludwig XIII. es ersonnen hatte — bedachte, trug der Mann einen starken Kinnbart, wie ihn die Leute vom Degen zur Zeit des guten Königs Heinrichs IV. zu tragen pflegten. Der Eintretende konnte höchstens 36 Jahre zählen, doch war sein Antlitz schon gebräunt und hie und da mit Furchen durchzogen. Die schlichte Haarfrisur bedeckte nur zum Theil eine ungeheure, auf der Stirne entlang laufende Narbe, ein Beweis, daß der Mann sich nicht zurückgehalten hatte, wenn die Degen gekreuzt wurden.

Uebrigens war sein Gesicht sonst vollkommen schön zu nennen. Die großen dunklen Augen blickten mit einer Art von Melancholie um sich, alle Bewegungen des Körpers zeugten von einer gewissen Energie, die sich mit Grazie paarte, und unter dem dunklen Barthaare blitzten zwei Reihen prachtvoller, weißer Zähne hervor. — Die Kleidung des Mannes war dem Schnitte nach die der Cavaliere jener Zeit; indessen gewahrte man keinerlei Stickerei. Schwarzer Sammt mit Seide aufgeschlagen, das waren die Stoffe und Farben. Die in dem Ballsaale befindlichen Cavaliere schienen durch den imponirenden Eindruck, welchen der Fremde hervorbrachte, offenbar be-

troffen. — Dieser grüßte höflich aber kurz, warf fast einen mitleidigen Blick auf die geputzte Dienerschaar, wobei ein leichtes Achselzucken bemerkt werden konnte, und trat in die Bahn hinter das für ihn herabgelassene Netz.

„Mein Herr," redete jetzt der junge Herzog den Fremden an, „Sie haben die Theilung der Bahn verlangt?"

„So ist es, mein Herr!" entgegnete der Angeredete. „Das Ballspiel ist mir eine Erholung. Ich bedarf derselben. Herr Monnier, der Eigenthümer des Hauses, tritt mir jedesmal ein Stückchen der Bahn ab, wenn ich nach Paris komme."

„Das ist mir sehr unangenehm," fuhr Brezé stolz auf, „ich bin mit meinem Freunde hierher gekommen, um große Partie zu machen, und wollte die Bahn für mich benutzen."

„Der Saal ist für Jedermann geöffnet, mein Herr! Sie können keine Privilegien beanspruchen. Das Wappen, welches Sie führen, reicht nicht über die Hutkrempen und Achselbänder Ihrer Bedienten hinaus. Hier ist Sand, mein Herr, und kein Parquet, und Bälle darf hier ein Commis aus der Rue des vieux Augustins gerade so gut schleudern, als ein Marschall von Frankreich, vorausgesetzt, daß er sein Partiegeld bezahlen und den Ball treffen kann."

Und gleichsam, um seinen Worten Nachdruck zu geben, trieb der Fremde einen bereit gehaltenen Ball mit dem Raquette hoch in die Luft. Dieser Schlag bewies, welche ungeheure Kraft dem Spieler innewohnte, denn der Ball sauste bis zu den Deckbalken hinauf, prallte gegen dieselben

an, dann von ihnen zurück, fuhr an die Bekleidung der Gallerien und schlug, einer Kugel gleich an Kraft, in den Sand, der hoch aufwirbelte.

„Ich spiele übrigens keine Partie," fuhr der Fremde ruhig fort, „ich schlage nur ein Dutzend Bälle zu meinem Vergnügen in die Höhe und um mir die Arme auszurecken. Bald genug können Sie die Bahn frei haben."

Die Cavaliere waren stutzig geworden. So jung und unerfahren Beide auch sein mochten, so schien ihnen doch gewiß zu sein, daß sie es mit keinem gewöhnlichen Manne zu thun hatten. Indessen wollte Herr de Brezé nicht vollständig seine Ansprüche aufgeben, besonders da die Zuschauer in den Gallerien schon auf den Ausgang der kleinen Verwickelung neugierig wurden.

„Mein Herr," begann der Herzog wieder, „wie ich sehe, sind Sie jedenfalls mehr, als ein gewöhnlicher Ballschläger. Ich selbst rühme mich ebenfalls, kein schlechter Spieler zu sein. Wenn es Ihnen annehmbar erscheint, so wollen wir eine Partie zu Dreien spielen. Ich setze gern dies Mal meine Stellung bei Seite und riskire es, mit einem Manne zu spielen, den ich nicht kenne," fügte er hochmüthig hinzu.

„Im Ballspielsaale sind alle gleich, mein Herr. Es ist kein Hazardspiel, wie man es in den Salons gewöhnt ist. Dort mögen Sie sich weigern, mit Unbekannten zu spielen. Hier entscheidet die Gewandtheit. Die Resultate sind ersichtlich — Täuschung ist unmöglich."

Der Herzog biß sich in die Lippen.

„Nun denn, um kurz zu sein, nehmen Sie die Partie an, mein Herr?"

„Mit Vergnügen, mein Herr", sagte der Fremde.

„Wir spielen aber nicht allzu niedrig," bedeutete Brezé, in der Absicht, dem Fremden zu imponiren.

„Wie hoch gilt der Ball?" fragte dieser.

„Ist es Ihnen genehm, so setzen wir zwei Thaler."

Der Fremde lächelte. „Natürlich, meine Herren," sagte er, „richtet sich der Satz meist nach der Geschicklichkeit der Spieler. Ich bin gewöhnt, den Ball um eine Dublone zu spielen — indessen wie Sie wollen."

„Gut denn, es gilt eine Dublone, mein Herr," rief Brezé heftig.

„Abgemacht. Sie entschuldigen einige Minuten, ich will mich nur der unnützen Kleider entledigen. — Heda! Marqueur! ziehen Sie die Netze auf, daß die Bahn frei werde. Auf Wiedersehen, meine Herren!"

Der Fremde ging aus der Bahn in den Wartesaal. Verdutzt blieben die beiden Cavaliere zurück. Unterdessen waren verschiedene junge vornehme Herren zu ihnen getreten, welche sich im Ballspielsaale eingefunden hatten.

„Wer ist der Fremde? der gewandte Ballschläger, der mit Dublonen um sich wirft, wie andere kaum mit Lires? kennt ihn Niemand?"

Keiner der Anwesenden vermochte über den Fremden irgend nähere Mittheilung zu machen.

„Brezé," sagte einer der Neuangekommenen, „Sie wagen ein hohes Spiel, aber ich halte auf Sie."

„Wir auch, wir auch," schrieen Mehrere.

„Soll ich Spaßes halber auf den Fremden wetten?" fragte ein hübscher junger Cavalier, der sich rittlings auf die Barriere gesetzt hatte.

„Ja, thut es, Montigré!" riefen alle.

„Ich bitte darum," sagte Brezé. „Der Anstand erfordert es. Wie hoch hältst Du?"

„Hundert Dublonen!" entgegnete Montigré ruhig.

„Tausend, das ist hoch!"

„Wir halten hundert und fünfzig dagegen!" riefen die Cavaliere.

„Gut so! still, der Fremde kommt."

Der Erwartete trat in den Saal. Er hatte sein Oberkleid abgeworfen und man gewahrte nun, daß das feine weiße linnene Hemd an der Brust, den Aermeln und dem Halse mit den schwersten und kostbarsten Brabanter Spitzen besetzt war, ein selbst für jene Zeit bedeutender Luxus. Der Fremde schien diesen theuren Toilettengegenstand sehr gering zu achten, denn er knitterte die Manschetten zusammen und krempte sich den Aermel seines Hemdes fast bis zu dem Ellenbogen auf, wobei man seiner muskulösen Arme ansichtig wurde; dann ergriff er eine Raquette, verneigte sich artig vor den Cavalieren und sagte: „Das Spiel kann beginnen."

Sofort traten die Spieler an ihre Plätze. Der Fremde

spielte gegen zwei, da Brezé und Noailles in Compagnie waren. Die Bälle sausten und brummten durch die Luft. Jedes Ausweichen, jedes Vorspringen ward von den Versammelten eifrig beobachtet und verfolgt. Die Spieler ließen es sich angelegen sein, ihre Kraft und Grazie in Schlägen, Stellungen und Sprüngen zu zeigen. Allein, wenn auch die jungen Cavaliere ihr Möglichstes thaten, um durch Feuer und Lebendigkeit dem Gegner die Partie abzugewinnen, dieser hatte den bedeutenden Vortheil der Ruhe. Seine Bewegungen, die nie das Maaß überschritten, waren stets im rechten Augenblicke angebracht; lächelnd sah er die Bälle herankommen, eine kleine Neigung seines Kopfes genügte, um den schweren Ball vorbeigehen zu lassen, der sonst die Stirn mit ungeheurer Wucht getroffen haben würde; er bog sich vorn und hintenüber, um mit dem Raquette zu treffen und wenn Jedermann schon glaubte, er habe den richtigen Moment verfehlt, so traf er dennoch mit gewaltiger Kraft den Ball und schleuderte ihn aus der Bahn.

Als daher die erste Partie durch die Marqueurs gezählt wurde, fand es sich, daß der Fremde fast alle Bälle hinausgeschlagen oder, wie man es nannte: „gemacht" hatte. Nur vier Bälle waren von zwanzig übrig. Herr von Montigré lächelte vergnügt.

Die zweite Partie begann. Es galt die vier Bälle zu vertheidigen. Wenn der Kampf hitzig wurde, so war es nach damaligen Spielregeln ein besonders günstiges Zeichen

der Fertigkeit, unter die den Uebergang von der Hauptbahn trennende Schnur, Corde genannt, hindurch zu schlüpfen, den verschlagenen Ball von der Gallerie aus wieder in die Bahn zu schlagen, dann aufs Neue die Corde zu heben und schnell in die Bahn zu eilen, um gerade einzutreffen, wenn der Gegner den zugeschleuderten Ball entsendete; er mußte dann wieder rechtzeitig mit dem Raquette aufgefangen werden.

Dies angreifende und schwierige Manöver zu erleichtern, hatte der junge Herzog an jeder Schnur zwei Diener postirt, welche auf sein Zeichen dieselbe heben oder fallen lassen mußten. So sehr dies eigentlich gegen die Spielregel war — der Fremde ließ es ruhig geschehen. — Drei Bälle waren verschlagen. Nur der letzte blieb noch für den Herzog, dessen Spielverlust, laut ausgemachten Satzes, ein bedeutender war.

Um diesen letzten Ball kämpfte man also. Die Spieler überboten sich an Eifer. „Hoch“, schrie der Herzog und schlüpfte durch die aufgezogene Schnur. Hinein in die Bahn wirbelte der Ball. Der Fremde schlug ihn zurück. „Hoch“, rief der Herzog wieder und sprang vorwärts. Sein Raquette traf. Ein lauter Beifall ertönte aus den Logen. Aber der Gegner war auf seiner Hut. Sein Raquette schlug den Ball aufs Neue in die entgegengesetzte Gallerie. Schweißtriefend eilte der Herzog ihm nach, seine Wangen glühten, seine Haare, sein Gesicht und seine

Kleider waren mit Sand bedeckt — Noailles war schon abgetreten und lag keuchend in der Gallerie.

„Pierre", rief jetzt plötzlich der Fremde, „stelle Dich an jene Schnur und, sobald ich das Zeichen gebe, hebe sie mir auf — genau so, wie es die Diener jenes Herrn machen."

Der Lakai gehorchte. Herr von Brezé, der bereits in sehr böser Laune über seine Niederlage war, sagte mit keuchender Stimme: „Mein Herr, Sie nehmen sich ein Recht heraus, welches nur die Mitglieder der höchsten Familien Frankreichs beanspruchen dürfen. Die Schnur von den Dienern sich heben zu lassen ist ein Privilegium des alten Adels."

Der Herzog von Brezé sprach keine Unwahrheit. Man hielt in der That auf solche Vorzüge etwas.

„Ich kenne nur Spielregeln, Herr," rief der Fremde, „überschreiten Sie dieselben, so habe auch ich dazu ein Recht. Damit Sie jedoch sehen, wie gut ich auf meine eigene Kraft bauen kann: Tritt zurück Pierre. Vorwärts mein Herr, schleudern Sie den Ball."

Brezé kam diesem Wunsche nach. Kaum aber war der Ball in der Nähe des Fremden, so schlug dieser ihn mit gewaltigem Hiebe wieder zurück und ehe das Spielwerk noch den Boden berührte, hatte er die Schnur gehoben, schlüpfte hindurch, traf den Ball zum zweiten Male und trieb ihn gegen den Herzog.

Hin und her schlugen beide das Preisstück. Man sah

dem Herzoge die Erbitterung an; man konnte den Aerger aus den Schlägen heraushören; sie wurden stets von einem kurzen Fluche des Herzogs begleitet; seine Knie zitterten, seine Arme dünkten ihm aus den Gelenken zu sein, die Zähne klapperten und die Zunge klebte an dem Gaumen. Die Zuschauer hatten sich bedeutend vermehrt; so etwas gab es nicht alle Tage im Ballspielsaale; und vor diesen allen sollte Brezé als Besiegter erscheinen? er nahm seine letzten Kräfte zusammen. — Da — zu kurz geschlagen — der Ball flog in die Gallerie. Schnell ihm nach — denn wer den Ball zuerst aufgreift, darf ihn weiter spielen, noch eine Chance ist übrig. — Der Fremde eilt mit ihm zugleich aus der Bahn. „Hoch die Schnur!" brüllte der Herzog. Die Diener ziehen an, Brezé schlüpft durch, aber der verteufelte Fremde setzt in demselben Augenblicke mit ungeheurem Sprunge über die Corde. Eine Sekunde ist er früher da, als Brezé; seine Hand hat den Ball umklammert. Die erregten Spieler stehen sich dicht gegenüber.

„Mein Herr! Sie sehen, ich habe den Ball," sagte der Fremde. „Ich verschlage ihn jetzt auf die Gallerie. Das Spiel ist beendet." — Brezés Wuth machte sich nun in folgender Weise Luft: „Mein Herr!" sagte der Herzog, „Sie hätten durch die Hauptbahn laufen und dann in die Gallerie kommen müssen. Unterdessen hätte ich den Ball gehabt. Wissen Sie nicht, daß dies eine Courtoisie ist, die man einem hochgestellten Gegner erweist, wenn das Spiel zu Ende geht?"

Der Fremde trat einen Schritt zurück und betrachtete den Herzog vom Kopf bis zu den Füßen.

„Mein Herr," sagte er dann, „Sie haben da etwas gesagt, das fast ein wenig wie Hochverrath klingt. Die Courtoisie, von welcher Sie sprechen, erweiset man nur Sr. Majestät dem Könige, seinem Landesherrn, wenn man die Ehre hat, mit ihm Ball zu schlagen. Wollen Sie königliche Ehrenbezeugungen genießen?"

Die Umstehenden traten besorgt näher.

„Herr," schrie Brezé außer sich, „das sind Ausflüchte. Ich will den letzten Ball haben. Schlagen Sie — ich will ihn weiter spielen. Es muß sein."

„Wohlan denn, Herr," rief der Fremde, „Sie sollen ihn haben. In die Bahn! In die Bahn!"

Brezé stürzte einem Tiger gleich unter der Schnur hindurch, in die Spielbahn. Kaum hatte er sich aufgerichtet, so kam auch schon der Ball aus der Hand des Gegners angesauset. — Das Blut war dem jungen Herzog in's Auge getreten, seine Kräfte versagten den Dienst; er sah den Ball, er wollte ihn treffen, er schlug in die Luft, und das schwere, mit ungeheurer Kraft geschleuderte Spielwerk traf ihn mitten auf die Brust. Der Herzog wankte, drehte sich wie im Taumel ein Mal herum und fiel dann ohnmächtig in den Sand der Spielbahn.

Diener, Zuschauer und Marqueurs eilten von allen Seiten herbei. Es entstand ein großes Getümmel. Der Fremde war ebenfalls näher getreten; nachdem er sich

jedoch überzeugt hatte, daß dem Herzog nur der Athem durch den Wurf ausgegangen sei, sonst aber keine weitere Verletzung stattfinde, entfernte er sich ruhig durch die Gallerie in den Saal, woselbst er seine Kleider anlegte.

Verschiedene Essenzen und Besprengungen mit Wasser hatten den Herzog wieder zur Besinnung gebracht. „Wo ist der Mensch?“ schrie er außer sich, „ich will wissen wer er ist. Ich muß Revanche haben.“ Der Fremde trat in die Bahn. Er trug ein gewichtiges Korbschwert an seiner Linken und in seiner Rechten hielt er einen Federhut.

„Wissen Sie, Mensch,“ rief Brezé, „daß Sie mir nicht nur die Partie gegen alle Regeln abgewonnen, sondern daß Sie mich auch beleidigt haben? Sie haben mir absichtlich den Ball gegen die Brust geschleudert.“

„Ich fehle nicht gegen eine Spielregel, wohl aber Sie. Die Marqueurs und ihre Freunde sind zugegen. Daß der Ball Ihre Brust traf, ist nicht sowohl meiner böswilligen Absicht, als vielmehr Ihrer Ungeschicklichkeit, oder besser: Erschöpfung zuzuschreiben. Sie haben das Spiel verloren, der Marqueur rechnet Ihnen hundert und achtzig verlorene Bälle nach, was für Sie und Ihren Freund ebensoviel Dublonen zahlen heißt. Haben Sie die Güte, diesen meinen Gewinnst in die Trinkgelderkasse der Marqueurs zu werfen. Ich verzichte darauf.“

Jedermann erwartete nach diesen Worten einen Ausbruch, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

„Sie Mensch — Sie Eindringling!“ schnaubte Brezé,

„Sie ahnen nicht, wer sich herabgelassen hat, mit Ihnen zu spielen. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? ich bin der Herzog de Brezé! Sohn des Duc und Marschalls, der Neffe Sr. Eminenz des Herrn Cardinals."

„Herr Herzog," entgegnete der Fremde mit boshaftem Lächeln, „bereits bei meinem Eintritt in den Spielsaal erkannte ich Ihr Wappen und wußte, wen ich mir gegenüber hatte. Ich, mein junger Herr, trage keine heraldischen Thiere oder sonstigen Ungethüme am Leibe, dennoch bin ich ein Edelmann, wie Sie. Da Sie mich nicht an einem Wappen erkennen werden, so muß ich Ihnen sagen, wer sich herabgelassen, mit einem Brezé zu spielen. Ich bin François de Jussac d'Ambleville, Herr von Saint-Preuil."

Betroffen trat nun der Herzog einen Schritt zurück. Saint-Preuil sah mit herausfordernden Blicken auf die Menge. Alle waren verlegen, ein Gemurmel des Erstaunens lief durch den Saal; man hatte einen der ersten Kriegshelden Frankreichs, den tapfersten Degen der Armee vor sich. — Brezé faßte sich bald wieder.

„Kein Wunder, Herr Gouverneur," sagte er, „daß Sie sich ein Vergnügen daraus machten, gegen mich zu spielen. Mein Vater und seine Freunde sind Ihre Widersacher — von heute ab haben Sie auch den Sohn des Marschalls Duc de Brezé zu Ihrem Feinde. — Sie haben mich vor meinen Genossen gedemüthigt — beschimpft. Ich werde Ihnen das nicht vergessen."

„Herr Herzog, Sie übertreiben. Sie schlagen an Ihren Wappenschild, wenn es gilt, eines überlegenen Gegners Ruf zu verkleinern. Sie verkriechen sich hinter den Herzogsmantel Ihres Vaters, der mein Feind ist. Sie zählen einige Zacken mehr in der Krone, die Ihren Helm ziert — das ist Ihr ganzes Verdienst. Da ich in Ihrem Alter stand, hatte ich bereits so viele Schlachten mitgemacht, als Ihre Herzogskrone Zacken besitzt. Auf meinem Helm steht keine Zier; nur die Kugeln, welche mich bei Moreuil umschwirrten, als ich mit dem Degen in der Faust die Mauern des Schlosses erstieg und den Spaniern mich entgegenwarf, bilden das Kleinod meines Wappens. Theilen Sie das Ihrem Herrn Vater mit. Bis morgen Nacht bin ich im Hotel Tréville zu finden.

Er schritt stolz durch die Menge, welche ehrfurchtsvoll auseinanderwich, um ihm Platz zu machen.

„Saint-Preuil war es," murmelte der junge Herzog. Mein Vater und Meilleraye sind schon lange auf seinen Sturz bedacht. Das Spiel von heute soll ihm verhängnißvoll werden. Er läßt die Bälle fliegen — wer weiß, ob sein Kopf fester als dieses Ding da."

Er stieß wüthend den Unglücksball mit dem Fuße von sich und verließ, von Freunden und Dienern gefolgt, den Spielsaal.

„Meine Herren," rief Montigré mit fröhlicher Stimme, „Sie schulden mir hundert und fünfzig Dublonen. Wollen

wir die Sache nicht gleich hier abmachen?" — Die Verlierenden griffen in ihre Börsen und zahlten. Montigré strich heiter das Geld ein und entfernte sich.

„Mag mir es gut bekommen," sagte er, das Ballspielhaus verlassend, „aber armer Saint-Preuil, ich fürchte, es ist Blutgeld."

## II.

## Eine Soirée bei Richelieu.

Der große Saal des Palais Cardinal war hell erleuchtet. Auf mächtigen Candelabern, deren köstliche Ciselirung aus den berühmtesten Werkstätten Italiens hervorgegangen war, brannten mächtige Wachskerzen, die Wolken feinster Räucherwerke zogen durch den weiten Raum und die Farben der prachtvollen Deckengemälde schienen durch diesen leichten Nebel zu glühen. Bereits wogte eine festlich geschmückte Menge in den Gallerien, Sälen oder Vorzimmern dieses großen Baues, der die Eifersucht des Königs erregt hatte, weshalb der Cardinal seinen Monarchen zum Erben einsetzte, wenn der unterthänige Diener dereinst das Zeitliche gesegnet haben würde. Noch war die Unterhaltung der Anwesenden, die mit jeder Minute sich vermehrten, ziemlich laut. Man besprach die Stadtneuigkeiten von Paris, man kritisirte die Toiletten der Ankommenden, bis endlich die Hauptthüre sich öffnete und der diensthabende Cavalier mit lauter Stimme verkündete: „Der Herr Cardinal!" Voran schritten vier Offiziere der Musketiere des

Herrn Cardinals, dann kamen zwei Pagen, dann erschien die Eminenz selbst, sich auf Herrn von Chavigny stützend. Der Cardinal Richelieu trug ein langes, rothes Gewand mit besponnenen Knöpfen, einen gleichfarbigen Ueberwurf; seinen Hals umschloß ein feiner, einfach weißer Kragen, darunter kam das blauseidne Band hervor, an welchem der Orden des heiligen Geistes befestigt war. Seine Tonsur hatte er durch ein rothes Käppchen verdeckt und seine Finger starrten von Diamantringen. Die tiefe Stille, welche sein Erscheinen erzeugte, benutzte der Cardinal, um sofort der Frau von Combalet, seiner Nichte, einen Gruß zu bringen. Hierauf ließ er sich durch Herrn von Brancas die geladenen Fremden vorstellen, dann rief er seinem ersten Kammerdiener Bournais zu: „Laß serviren!" und damit war die Ungezwungenheit wieder hergestellt, denn es eilten nunmehr die Lakaien aus der anstoßenden Gallerie herbei, das Klappern von Schüsseln und Tellern begann und die Gesellschaft des Cardinals speiste stehend oder sitzend, je nachdem man Platz oder Behagen fand. Der Cardinal unterhielt sich sehr herablassend mit jedem und, da er keineswegs knauserte, sondern im Gegentheil treffliche Weine, auserlesene Speisen und Leckereien auftragen ließ, waren seine Gesellschaften weit gesuchter, als die des Königs; außerdem rief aber auch die Besorgniß, mißfällig zu werden, eine große Anzahl von Leuten in das Palais Cardinal, welche sonst vielleicht der gefährlichen Ehre fern geblieben wären.

An jenem Abende nun hatte der Cardinal gar keine Ruhe. Er eilte von einer Person zur anderen, ließ häufig genug die Angeredeten stehen, ohne ihre Antworten abzuwarten, und blickte während der Unterhaltung zerstreut im Saale umher. Er schien etwas zu suchen.

Diese Recognoscirung mochte bereits einige Minuten gewährt haben, als sich in der Ferne inmitten einer Menschengruppe die Gestalt eines schwarzgekleideten Mannes zeigte. Dieser Mann verbeugte sich tief vor dem Cardinal. „Brancas," sagte Richelieu, „rufe mir den Herrn von Bois-Robert herbei." — Wenn der Cardinal bei guter Laune war, dutzte er seine Umgebung. Brancas führte den Begehrten zu Richelieu. „Sie haben mir Nachricht gebracht von England?" sagte er. Der junge Mann verneigte sich tiefer noch, als vorher, und verharrte einen Augenblick in dieser Stellung, zugleich gab der Cardinal einen kurzen Wink mit der Hand, dieser Wink bedeutete: „Die Gesellschaft ziehe sich zurück, denn ich habe mit Dem hier etwas zu reden."

Als daher der Cardinal mit Bois-Robert gewissermaßen den Mittelpunkt eines weitgedehnten Kreises bildeten, sagte Richelieu halblaut: „Erhebe Dich." Bois-Robert richtete sich hoch auf. „Euer Eminenz dürfen Ihres Erfolges gewiß sein," flüsterte er, „sie erwartet Ihren Besuch." Das Antlitz des Cardinals zeigte keine besondere Veränderung, er verstand sich zu beherrschen, aber Diejenigen, welche Gesichter der Machthaber studirten, die leichten

Zuckungen ihrer Gesichtsmuskeln zu deuten vermochten, wollten wissen, daß der Cardinal etwas Angenehmes erfahren habe. Er winkte auch sogleich näher zu treten und sagte nur noch schnell: „Um welche Stunde?" „Um die erste nach Mitternacht." Die Gesellschaft trat wieder dem Gewaltigen nahe, der sich noch leutseliger als vorher mit Allen unterhielt. Nun wurden Wünsche, in das Gewand des Scherzes gekleidet, dem Cardinal vorgetragen, Pensionen oder Erhöhungen gefordert, denn die gute Laune des Löwen mußte benutzt werden. Plötzlich entstand ein kleiner Auflauf an der Saalthür und es erschienen zwei Herren in prachtvoller Hofkleidung. Sie drängten sich durch die Menge und machten dem Cardinal ihre Verbeugungen. „Ah — endlich seid Ihr da!" sagte Richelieu, ihnen die Hände reichend. „Ich vermißte Euch bereits, wo weilt Ihr denn? etwa bei der gefahrvollen Schönheit der Straße des Vieux Augustins?" Er hob drohend den Finger. „Seid willkommen, Meillerahe und Brezé. Wo ist Dein Sohn, Brezé? ich sehe ihn nicht — ist er etwa gar der Nebenbuhler seines Vaters?" „Eminenz," entgegnete Brezé, „die gefährliche Schönheit ist augenblicklich nicht zu erspähen. Sie hat sicherlich wieder eine jener geheimnißvollen Missionen auszuführen, welche ihr, wie die Sage behauptet, von Geistern oder Dämonen, oder höheren Wesen überhaupt aufgetragen werden. Das kleine Hotel der Straße des Vieux Augustins ist hermetisch verschlossen. Wir können also nicht von ihr kommen. Wenn Eminenz die Herab-

lassung haben, sich nach meinem Sohne zu erkundigen, so antworte ich: Auch er hat die gefährliche Schöne gemieden, seine Abwesenheit hat einen andern Grund. Der Neffe Euer Eminenz, der Herzog Victor de Brezé, sitzt einsam in seinem Zimmer und denkt nach, auf welche Weise er das Duellmandat des Königs umgehen kann." Der Cardinal fuhr empor, die Gesellschaft wich einen Schritt zurück. Man wußte, daß die Strenge des Gesetzes gegen Duellanten mit voller Wucht gehandhabt wurde. „Eh — Dieu de Dieu," rief der Cardinal, „Du sprichst wie ein Student des College des Lombards. Diese Italiener sind immer gleich mit dem Degen bei der Hand — ruhig, meine Herren! Ich lasse genug im Stillen hingehen, da ich tapfre Männer liebe, allein ich darf nicht offenen Friedensbruch dulden. Brezé, ich bin erstaunt, was ist geschehen?"

Alles reckte die Ohren und die Hälse. Es mußte irgend eine besonders wichtige Sache verhandelt worden sein, daß der Herzog offen von dem bevorstehenden Zweikampfe seines Sohnes mit irgend einem hohen Gegner zu sprechen wagte. „Eminenz", begann Brezé, „halten Sie die Brezés für guten Adel?" — „Ich hoffe, Niemand wagt es, das zu bestreiten. Ich bin mit Ihnen verwandt." — „Nun denn, Eminenz, das Wappen der Brezés ist heut mit Koth besudelt worden und nur Blut — Eminenz werden das selbst zugestehen müssen, nur Blut kann diesen Schimpf abwaschen." Der Cardinal verfärbte sich leicht. Er hatte

so eben ausgesprochen, daß die Brezés sich seiner Verwandtschaft rühmen durften; er hatte gesagt, er hoffe, Niemand bestreite die Trefflichkeit des Adels dieser Familie, und nun gab es sogar Jemanden, der das Wappen dieser Familie mit Koth besudelte? Diese Beschimpfung ward in des Cardinals Hause, vor einem Kreise der höchsten Gesellschaft von Paris offen von einem Mitgliede der Familie bekannt — das war ungeheuer. „Sie werden mir sofort den Mann nennen, Herr Herzog," rief der Cardinal, „der es gewagt hat, meinem Neffen, Ihrem Sohne, einen öffentlichen Schimpf anzuthun — wer hat es gewagt, ihn zu beleidigen, wer trat ihm entgegen?"

Ehe noch Brezé zu antworten vermochte, theilte sich der Kreis an der dem Cardinal gegenüberliegenden Stelle, und die geputzten Herren bei Seite schiebend, erschien, wenige Schritte von Seiner Eminenz enfernt, ein hochgewachsener Mann. Er trug halb militairische — halb bürgerliche Kleidung. Die kraftvollen, eleganten Beine steckten in feinen, rehledernen Stiefeln, deren goldene Sporen harmonisch klirrten, die weiten spanischen Beinkleider waren zierlich gestickt, über den Gürtel derselben fielen kostbare Bandschleifen unter einem zierlich gefälteten Hemde hervor. Der Mann trug ein militärisch besetztes Wamms aus rothem Sammet mit silbernen, dicken Knöpfen besäet und einen reichverzierten Degen in seinem Wehrgehänge.

Er neigte sich tief vor dem Cardinal, der die unerwartete Störung nicht besonders günstig aufzunehmen schien,

denn er blickte den Herbeigetretenen scharf an, spielte mit seinem Daumen, was immer ein Zeichen des Zornes bei ihm war und sagte mit schnarrender Stimme, die aus der Nase zu kommen schien: „Was wünschen Sie denn, Herr von Saint-Preuil?“ — „Ich bitte nur um die Gnade, Euer Eminenz den Mann nennen zu dürfen, der den Herzog Victor von Brezé beleidigt hat.“ — Richelieu sah den Sprecher mit glühenden Blicken an, er ahnte, welche Lösung das Räthsel finden werde. „Sie haben sich heut noch gar nicht vor mir gezeigt, Herr von Saint-Preuil,“ schnarrte der Cardinal weiter, „obwohl ich Sie laden ließ, aber es scheint, Sie wollten mir eine Ueberraschung bereiten.“ „Vielleicht, Eminenz,“ erwiderte Saint-Preuil ruhig. „Dann aber wollte ich warten, bis der Herr Herzog von Brezé den Unfall seines Sohnes gemeldet haben würde, um Euer Eminenz die Mittheilung zu machen, daß derjenige, welcher heut im Ballspielsaale zur Weltkugel den Herzog Victor von Brezé mit einem wohlgezielten Balle zu Boden und in den Sand warf, Niemand anders gewesen ist, — als ich selbst.“ Ein schlechtunterdrückter Ausruf des Erstaunens durchlief den Saal und nur Richelieu blieb gleich einer Bronzestatue inmitten dieser Aufregung neben Chavigny, der sich ihm genähert hatte.

Der Cardinal war in seltsame Bewegung und Empfindung versetzt worden. Von seiner Gewalt, von der Macht seines Augenwinkens, an dessen Weise Leben oder Tod hingen, vollkommen überzeugt, schien es ihm nach dem Vorhergegan-

genen kaum faßlich, daß ein Mensch es wagen konnte, sich als den Beschimpfer des Herzogs zu bekennen. Diese Dreistigkeit empörte den Cardinal. Allein in demselben Grade war auch seine Achtung für den kühnen Mann gestiegen, der, des gewagten Schrittes eingedenk, der Gefahr sich wohl bewußt, dennoch offen erklärte, den Herzog wie einen Schulbuben behandelt zu haben. Der Cardinal hielt mühsam an sich, damit nicht Zorn und Anerkennung zugleich losbrechen möchten, dann sagte er mit einer vor Erregung zitternden Stimme: „Sie scheinen Ihren Kopf für sehr sicher zu halten, mein Herr von Saint-Preuil," und dabei schoß er aus seinen großen, aber stets halbverschleierten Augen so furchtbare Blitze, daß jedem nur einigermaßen Aengstlichen der kalte Schweiß auf die Stirne trat. Aber Saint-Preuil ließ sich nicht im Geringsten einschüchtern. Er sah, ohne weiter um sich zu blicken, wie sämmtliche Augen auf ihn gerichtet waren, er fühlte eine Art von Strömung, die sich durch alle seine Adern ergoß und die von den Beobachtern auszugehen schien und er sagte sich, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, dem übermüthigen Herzoge einen neuen Stoß zu versetzen. Seine Rechte unter das Wehrgehänge schiebend, einen Fuß vorsetzend, blickte er daher den Cardinal fest an und antwortete auf dessen Frage:

„Euer Eminenz müssen am besten wissen, ob ich meinen Kopf für fest halte oder nicht, denn Sie haben mich schon ein Dutzend Mal mit Unternehmungen betraut, bei

deren Ausführung ich wohl fünf Mal des Tages meinen Kopf gewagt habe."

Richelieu biß sich in die Lippen.

„Sie führen den Degen so gut, wie das Wort, mein Herr," entgegnete er. „Sie irren sich aber, wenn Sie glauben, daß diese Herren dort, Verwandte von mir, den Schimpf, den Sie einem ihrer Angehörigen zugefügt haben, durch Worte für sühnbar halten."

„Ich habe ja bereits dem Herrn Herzog Victor meine Wohnung mitgetheilt," sagte Saint-Preuil stolz.

„Das ist zu viel, Eminenz," schrie Meilleraye, alles vergessend. „Das heißt den Burgfrieden Euer Eminenz brechen. Herr von Saint-Preuil fühlt sich sicher. Er vermag uns zu höhnen, das Gesetz schützt ihn. Brechen Sie es, Eminenz, im Interesse Ihrer eigenen Ehre."

Die Damen schrieen unwillkührlich auf, die Herren der Gesellschaft warfen sich zwischen Saint-Preuil und seine Gegner, denn man erwartete einen Ausbruch der Feindseligkeiten, aber der Cardinal rief mit erhobener Stimme: „Zurück! — Ah, das ist stark, in meinem Hause fürchtet man, die Gewalt auftreten zu sehen? — Lassen Sie die Herren einander gegenüber treten, ich will doch erfahren, wer der Erste ist, dessen Hand hier unter diesem Dache an den Degen fährt." Eine peinliche Stille trat ein. „Bournais", befahl der Cardinal. „Geh' in mein Cabinet und nimm das Papier, welches Du auf dem großen Guertidon aus Lapislazuli liegen sehen wirst — bringe es hierher. Unterdessen, meine

Herrschaften, betrachten Sie die neuen, soeben enthüllten Wandgemälde von Philipp de Campagne, welche ich anfertigen ließ."

Froh, der tödtlichen Verlegenheit entrückt zu sein, wandte sich Alles um. Von der östlichen Seite der neben dem Saal hinlaufenden Gallerie hatten die Diener die Vorhänge weggezogen. Man erblickte prächtige Fresken, welche Scenen aus dem Leben des Cardinals darstellten. In der Mitte, gerade dem Eingange gegenüber, sah man die Gestalt Richelieus in Lebensgröße ausgeführt. Dieses Bild erweckte Furcht und Bewunderung zugleich. Der Gewaltige hatte den Ausdruck gebietender Strenge angenommen, als der Maler ihn portraitirte, und um seine gottähnliche Macht jedem Beschauer fühlen zu lassen, hatte er seinem Bilde eine Weltkugel in die Rechte gegeben, oben aber zeigte sich die vermessene Inschrift: „Hic stante, cuncta moventur."

Die Massen der Geladenen versenkten sich in stummer ängstlicher Bewunderung dieser Ungeheuerlichkeit, während der Cardinal, die Hände auf den Rücken gelegt, durch die Reihen schritt; er hörte aufmerksam, obwohl anscheinend gleichgiltig, die Bemerkungen der Gesellschaft, von der natürlich Jeder des Lobes voll war, was der Cardinal mit sehr wohlwollendem Lächeln aufnahm. Keine Kokette in der großen Stadt Paris war eitler, als der allmächtige Richelieu. Nicht der Hochverrath allein, der Tadel über einige Verse des Cardinals führte Cinq-Mars auf das Blutgerüst.

Unterdessen trat Bournais mit dem Papier in die Gallerie. Der Cardinal ging ihm entgegen und nahm das in Briefform gebrachte Document dem Diener ab.

„Was enthält dieses Schreiben? wem gilt es?“

„Herr von Saint-Preuil!“ rief der Cardinal.

„Es gilt Saint-Preuil!“ flüsterte die Menge.

„Es ist ein Haftbefehl,“ triumphirte Brezé. „Wenn er nur erst in der Bastille sitzt, wird der Weg zum Schaffot mit der Zeit bereitet,“ murmelte Meilleraye.

Saint-Preuil näherte sich. Aufmerksam betrachtete ihn die Menge, man fragte sich: wer dem Sieur den Degen abfordern werde.

„Herr von Saint-Preuil“, sagte der Cardinal, „Sie sind ein tapferer Mann. Ich schätze Sie — wenn ich auch Ihr Betragen nicht immer billigen kann. Sie müssen entfernt werden, denn Ihre Hitze möchte Sie zu weit treiben, deshalb soll eine Verbannung Ihre Strafe sein. Ich übergebe Ihnen hiermit das Patent, welches Sie zum Gouverneur von Dourlens ernennt, das wird Sie von der Schwelle des Streites entfernen.“

Er reichte das Papier, welches die Bestallung enthielt, an Saint-Preuil, der es ruhig zusammenfaltete, es sodann unter seinen Wamms schob und mit einer tiefen Verbeugung dem Cardinal dankte. Hierauf ließ er seine Blicke über die Menge gleiten und, als er einen leichten Wink Richelieus bemerkte, wendete er sich zum Gehen. Meilleraye, Brezé und ihr Anhang vermochten kein Wort hervorzu-

bringen, und mit stolzer Geberde schritt Saint-Preuil durch die Gruppen nach dem Ausgange des Saales. — Eine Zurücknahme der Bestallung war unmöglich. Wenn der Cardinal einmal gesprochen oder gehandelt hatte, vermochte Niemand die Befehle umzustoßen. Herr de la Meilleraye und sein Freund Brezé sahen also, daß sie hier im Palaste des Ministers eine große Niederlage erlitten hatten. Der beabsichtigte Streich gegen Saint-Preuil war vereitelt.

„Wir werden ihn finden, den Unverschämten,“ knirschte Meilleraye. „Es ist nur ein Aufschub und gewiß, die Stunde der Vergeltung schlägt.“

Sie mischten sich unter die Gäste des Cardinals, der gerade mit einigen Herren der Gesandtschaft plauderte. Er schien die Ereignisse, welche kurz zuvor ihn noch erregt hatten, vollständig vergessen zu haben und erst nach Verlauf einer guten Stunde rief der diensthabende Cavalier: „Der Herr Cardinal verläßt die Gesellschaft!“ Zwei Reihen bildeten sich, welche der Gewaltige, auf Chavignys Arm gelehnt, durchschritt, nach beiden Seiten hin freundlich grüßend. Als er den Saal verlassen hatte, stießen die Gruppen wieder zusammen. Ein Brausen der Unterhaltung begann, und jetzt erst gelang es den Brezés und Meillerayes im Kreise ihrer Anhänger, dem Unmuthe über das Vorgefallene Worte zu leihen.

Der Cardinal ging vom Saale aus, die Corridore durchschreitend, verschiedene Zimmer passirend, in sein

Schlafkabinet. Hier brannte eine prachtvoll verzierte Lampe auf vergoldetem Tische. Neben diesem Tische stand ein Sessel, auf welchem mehrere, durch eine Decke verhüllte Gegenstände lagen. Hinter dem Sessel stand Bournais, der vertraute Kammerdiener. Als der vorausschreitende Page die Thür des Zimmers geöffnet hatte, verabschiedete der Cardinal Chavigny, der ihm ehrerbietig die Hand küßte. Auch der Page zog sich auf einen Wink des Gebieters zurück. Richelieu und Bournais blieben in dem Cabinet allein.

„Wie spät ist es an der Zeit?“ fragte der Cardinal.

„Gleich zwölf Uhr, Eminenz“ antwortete Bournais.

„Schnell also!“ befahl der Cardinal.

Ohne weiter zu sprechen, streifte Bournais dem Gebieter das rothe Gewand, den Kragen und das Ordensband ab und begann zugleich eine neue Toilette. Indem er die Decke von dem Sessel zog, legte er einen eleganten Cavalier-Anzug vor den Augen des Cardinals blos. Richelieu zog die Kleider mit Bournais' Hilfe an und nach kurzer Zeit hatte der Kirchenfürst sich in einen Edelmann verwandelt, der an stattlichem Aussehen und ritterlicher Haltung keinem der elegantesten jungen Cavaliere das Geringste nachgab. Ein perlgraufarbenes seidenes Wamms, mit rothen Passementen aufgeschlagen und mit Silber gestickt, feine hohe Lederstiefel mit Klirrsporen, ein rothsammtner Mantel, ein grauer Filzhut mit weißen Federn geziert, bildeten den Anzug des Cardinals. Ueber die Schulter

fiel ein breites Wehrgehänge aus silbernen Kettchen zusammengesetzt, welches einen prächtigen Stoßdegen trug. Unter diesen Zurüstungen war es halb ein Uhr geworden.

„Sieh nach, wer auf dem Gange ist!" befahl Richelieu.

Bournais öffnete die Thür.

„Herr von Bois-Robert ist draußen."

„Gut denn. Meinen Mantel und den Loup."

Bournois reichte dem Cardinal einen braunen Mantel, mit welchem sich jener umhüllte, dann eine schwarze Sammetmaske, die man Loup (Wolf) nannte und durch deren Hülle das Gesicht halb verdeckt wurde. Der Cardinal legte sie vor und trat in den Corridor, wo Bois-Robert seiner bereits harrte. Der Vertraute war ebenso verhüllt, wie der Gebieter.

„Laß die Lampe brennen, Bournais," flüsterte der Cardinal.

Er gab hierauf Bois-Robert einen Wink und Beide schritten den Corridor entlang, dessen schon halbverlöschende Lampen nur noch spärlich das Dunkel an einigen Stellen erleuchteten. Der Cardinal war aber in seinem Palaste so zu Haus, daß er jede Stufe, jede Windung genau kannte. Nachdem er mit Bois-Robert eine Zeit lang über Treppen, durch Flur und Winkel gewandert war, stand er vor einer Thür still, zog aus der Tasche seines Mantels einen Schlüssel und öffnete. Die Pforte führte gerade aus dem Palais Cardinal in die Straße Vaugirard. Die beiden Herren befanden sich im Freien. Richelieu schloß die Thüre

wieder und bald war er mit seinem Begleiter im Schatten der Nacht verschwunden. Die Straße war ziemlich öde; nur einige Kutschen und Säuften belebten sie noch. Sie führten die Gäste des Cardinals nach Hause, während der Wirth selbst vermummt an ihnen vorüberschritt. Richelieu und sein Vertrauter wendeten sich nach rechts und da sie scharfen Schritt hielten, gelangten sie bald in die Straße des Petits-Pères. Diese Gegend, welche erst bei Beginn des Jahrhunderts angebaut worden war, enthielt nur wenige Häuser. An verschiedenen Stellen sah man noch Theile des Parkes oder Waldes, der ehemals sich hier ausbreitete. Diese Parktheile waren von den gegenwärtigen Besitzern erhalten worden und inmitten der schönen alten Bäume erhoben sich stattliche Bauten, oder lagen kleinere Häuser ganz im Grün versteckt. Der Cardinal und Bois-Robert blieben vor einem Gitter stehen, welches den Garten eines Hotels von der Straße trennte.

„Es ist finster ringsum und in dem Hause selbst," flüsterte der Cardinal.

„Die Zeit ist von Euer Eminenz richtig eingehalten worden. Hören Sie? soeben schlägt es ein Uhr."

Bois-Robert rüttelte die verschlossene Thür des Gitters. Sie gab nicht um einen Zoll breit nach. Richelieu ward ungeduldig und der Vertraute glaubte das Blitzen seiner Augen in dem Dunkel der Nacht bemerken zu können; die Sammtmaske hatte der Cardinal abgenommen und sein blasses Gesicht schien in der Finsterniß zu leuchten.

„Bois-Robert, ich glaube, Du warst ein Dummkopf,“ sagte er leise.

Diese Vertraulichkeit war gefährlich, und der Begleiter beschloß, eher Alles zu wagen, als sich dem Zorne des Gebieters auszusetzen. Er zog seinen Degen und ehe noch der Cardinal es vermochte, Einspruch zu thun, pochte Bois-Robert drei Mal so heftig mit dem Knopfe seiner Waffe gegen das Schild des Gitterschlosses, daß die gewichtigen Schläge ringsum das Echo im Garten und in der Gasse weckten. Einige Hunde schlugen an. In diesem Augenblicke erhellte sich ein Fenster des Hauses durch matten Lichtschimmer, der schnell wieder verschwand. Noch einige Minuten blieb Alles still und dunkel, dann ward die Hausthür geöffnet, eine mit Licht bewaffnete Gestalt erschien und ging durch den Garten. Der Schimmer barg sich hinter dem dichten Gebüsch, dann erhellte er wieder die nächsten Umgebungen. Endlich sahen die Harrenden eine alte Frau auf das Gitter zukommen.

„Wer ist da?“ fragte sie mit hohler Stimme.

„Bois-Robert.“

Der Cardinal hatte seine Maske wieder vorgenommen.

„Schon gut — schon gut,“ sagte die Alte, die Kerze löschend und das Gitter öffnend. „Geben Sie mir Ihre Hand, Bois-Robert, ich werde Sie führen, der andere Herr kann Sie beim Mantelzipfel nehmen.“

In dieser Weise schritten die Drei auf das Haus zu, dessen Flur sie, auf den Spitzen schreitend, betraten.

## III.

## Cardinal und Capitain.

Versetzen wir uns um einige Stunden zurück und folgen wir dem hochgewachsenen Manne, der, aus dem Hauptthore des Palais Cardinal kommend, hastigen Schrittes durch die Straße Tournelles eilte, um sich in das Gewirr von Gäßchen zu werfen, welches dicht hinter derselben, noch aus der Zeit Franz des Ersten stammend, bis an die alte Befestigung von Paris lief. Der Mann kannte genau alle die dunklen Bogen, die vielfachen Passagen und Verbindungen. Er hielt keinen Augenblick an, um sich zu orientiren, sondern setzte den Weg, leise vor sich hin ein Lied summend, fort. Einige hellbrennende Lampen, welche vor einen großen Marienbilde angebracht waren, warfen ihren Schimmer auf das bisher vom Dunkel der Nacht unkenntliche Gesicht des eiligen Wanderers. Es war Saint-Preuil.

Er lenkte seine Schritte in die Straße des Petits-Pères nach einem großen Parke, den ringsum Mauern einschlossen und in dessen Mitte Gebäude, halb zwischen

Baumgruppen versteckt, lagen. Saint-Preuil schien mit der Lokalität vollkommen bekannt, denn er benutzte nicht die große Thüre des Parkgitters, sondern ging sogleich auf eine Stelle in der Mauer zu, welche im Halbdunkel nur mühsam von den Uneingeweihten entdeckt werden konnte. An jener Stelle befand sich eine kleine Thür, die Saint-Preuil mit einem Schlüssel öffnete. Er trat durch diese Pforte in den Park, schloß hinter sich zu und eilte durch die Gebüsche in das Haus. Alles war still und selbst der Glanz der hinter den Fenstern befindlichen Lichter war absichtlich durch das Herunterlassen dichter Vorhänge gedämpft. Saint-Preuil klopfte an die Hausthür. Eine alte Frau, welche schon seit einiger Zeit hier auf Posten gestanden haben mochte, öffnete und fuhr bei dem Anblick Saint-Preuils mit schlechtverhehltem Erstaunen zurück.

„Sie sind es? Herr Capitain?" fragte die Alte.

„Leibhaftig, Barbara," entgegnete Saint-Preuil. „Ich komme hoffentlich gelegen. Ist das Fräulein zu Haus?"

„Sie ist — sie will," stotterte Barbara.

„Gut — gut. Ich kenne ja den Weg."

Mit diesen Worten stieg Saint-Preuil, ohne die Alte weiter zu beachten, die steinerne Treppe hinauf, ging über den Corridor und zur Thüre eines Zimmers, die er mit kräftigem Drucke öffnete. Ein heller Lichtschein blendete ihn auf einige Sekunden. Er stand auf der Schwelle eines fast fürstlich ausgeschmückten Zimmers. Es war in jenem üppig reichen Stil der Zeit Franz des Ersten mö-

blirt und verziert, den man „Renaissance" nennt. Mächtige Tapeten, die herrlichste Gobelinarbeit, hingen zwischen breiten, von geschnitzten Arabesken umwundenen Pfeilern herab. Ein Paar, in Cariatydenform angebrachte Statuen von Negersclaven hielten den marmornen Sims des Kamines, in welchem trotz der vorgerückten Jahreszeit nur ein leichtes Feuer brannte. Ein Kronleuchter aus vielen glänzenden Messingkugeln zusammengesetzt, hing von der Decke herab und war mit brennenden Kerzen besteckt. Die prachtvollen Möbeln standen geordnet im Gemache und auf einem Tische in der Nähe des Kamins gewahrte man zierliche Gedecke, in deren Mitte eine prächtige venetianische Glasflasche, mit spanischem Weine gefüllt, funkelte.

Saint-Preuil schien einen Augenblick betroffen, aber er hatte keine Zeit, sich von seinem Staunen zu erholen, denn plötzlich wurden die Vorhänge des Nebenzimmers auseinandergeschlagen, und mit dem reichsten Hauskleide angethan zeigte sich eine schöne junge Dame. Sie schien bei dem Anblick des Capitains verlegen, faßte sich jedoch schnell und trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte zärtlich ihn anblickend:

„Willkommen, Franz."

„Maria," rief leidenschaftlich der Capitain, einen Kuß auf die Hand drückend. „Sie erwarteten mich? oh — gewiß. Diese Vorbereitungen galten meinem Empfange. Aber weshalb so viel Umstände? es bedurfte nur eines kleinen, halb verstohlen glühenden Lichtes, ich finde den

Weg zu Ihnen dennoch. Es bedurfte keiner so prächtig servirten Tafel, eine Frucht von ihrer Hand gereicht, genügte."

Die Dame erröthete leicht. Sie warf einige verstohlene Blicke auf die Zimmerthür.

„Verzeihen Sie, Franz, daß ich Sie nicht zum Sitzen einlud — ja — Sie haben Recht. Ich hätte einfach, wie immer, Sie empfangen sollen — aber — ich wollte — ich dachte." —

„Sieh — sieh" sagte Saint-Preuil, zu dem kleinen Tische tretend, „drei Couverts? oh meine Freundin, wo ist denn die dritte glückliche Person, welche die Stunden unseres Zusammenseins mitgenießen soll?

„Ich erwartete meinen Bruder."

„Ihren Bruder Henri? — ich würde mich freuen, ihn wiederzusehen — es ist lange her, daß wir nicht zusammentrafen, aber heut, Maria, zürnen Sie mir nicht — heute wäre ich gern allein mit Ihnen gewesen."

Er legte seinen Arm um die Dame und zog sie sanft an sich. Ein leises Beben durchfuhr die schlanke Gestalt; sie entwand sich schnell der Umarmung.

„Ich erwartete Sie viel früher, Franz," fuhr sie fort. „Die Stunden vergehen so schnell und ich glaubte nicht, daß Sie heut noch kommen würden."

„Und diese Vorbereitungen?" fragte Saint-Preuil, seine Stirn in Falten ziehend.

„Gewiß — gewiß, das Alles erwartete Sie —" fiel Maria schnell ein.

„So lassen Sie uns plaudern," sagte der Capitain, heiterer werdend, indem er seinen Federhut auf einen Sessel warf, den Degen aus dem Gehenk nahm und ihn in die Ecke des Kamins stellte. Als dies geschehen, ließ er sich auf eine Ottomane nieder. Maria blieb in einiger Entfernung von ihm sitzen.

„Jetzt erst sehe ich," begann sie, „wie prächtig Sie gekleidet sind. Gilt mir dieser glänzende Anzug? ich sehe Sie sonst immer nur in einfacherer Toilette."

„Ich komme aus der Soirée des Cardinals. Ich habe heut im großen Saale mitten unter den Hunderten seiner Gäste meine Ernennung zum Gouverneur von Dourlens erhalten."

Er zog das Patent unter seinem Wamms hervor. Maria nahm es, betrachtete es flüchtig und reichte ihm das Papier wieder.

„Sehr schön — sehr ehrenvoll," sagte sie zerstreut.

„Was da! — Sie haben es kaum gelesen?" fragte Saint-Preuil unruhig.

„Genug, um zu wissen, daß Sie geehrt worden sind. Sie gehen also bald wieder fort?"

„Sehr bald — morgen vielleicht, und deshalb kam ich heut Abend noch, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Gönnen Sie mir einige Stunden. Es sind, wer kann es wissen, die letzten vielleicht, welche wir zusammen durchleben. Der Krieg beginnt. Drei Heere rücken gegen die Grenzen. Mich ruft der Dienst nach Flandern und Sie werden

möglicherweise eines Tages hören, daß der Gouverneur von Dourlens — Ihr Freund, an der Spitze seiner Reiter durch eine spanische Kugel getödtet ward — also gönnen Sie es mir, diese letzten glücklichen Stunden in Ihrer Nähe verleben zu dürfen."

„Stunden?" rief Maria, unwillkührlich aufschreckend, aus.

„Stunden — ja. Sie fragen seltsam, sonst waren Sie nie so geizig mit der Zeit. Weshalb sind Sie heute so genau?"

Maria senkte den Kopf und schien nachdenklich. Saint-Preuils leidenschaftliches Wesen äußerte sich schnell. Er ergriff den Arm der Dame und preßte ihn so heftig, daß Maria schmerzerfüllt aufzuckte.

„Sie verbergen mir etwas?" rief er, „Sie schweigen? Ich fand Ihr Wesen schon bei meinem Eintritt verändert gegen sonst. Was ist geschehen?"

Die junge Dame nahm ihre ganze Kraft zusammen.

„Sie täuschen sich nicht, Franz," begann sie nach einer Pause. „Aber ich bin nicht schuld an dieser Veränderung. Ich bin nicht so offen — so frei Ihnen gegenüber wie sonst — das ist wahr, allein ich habe Ursache zu dieser Kälte."

Saint-Preuil richtete sich empor, er schaute Maria mit festem Blicke an.

„Sie spannen meine Neugierde."

„Mein Freund," fuhr Maria fort, sanft ihre Hand

auf des Capitains Arm legend. „Sie sind ein Flatterhafter, ein Unbeständiger. St! — keine so heftige Bewegung. Sie erinnern sich jenes Balles bei der Königin, wo Sie mir die Rose brachten, wo wir uns zuerst kennen lernten. Sie erinnern sich des Streites mit dem jungen Herrn von Desnoyers, der beinahe blutige Folgen nach sich zog, weil ich Ihnen den Tanz gewährte, der ihm verweigert wurde — von jenem Tage an wurden Sie mein Ritter. Ich leugne es nicht — ich war stolz darauf, einen Mann fesseln zu können, der allgemein zu den Tapfersten gezählt wird, welche Frankreich aufweisen kann, den Löwen zahm gemacht zu haben, den keine Hand in Fesseln zu schlagen vermag, den Kopf über meine Hand gebeugt zu sehen, der sich schwer neigt und den die Feinde „Eisenkopf" nennen. Ich empfing halb im Ernste — halb im Scherze die Glückwünsche, und selbst die Königin, meine Herrin, nannte mich neckend: Frau Capitainin. — Sie schwuren und gelobten. Franz, — ich frage Sie, haben Sie immer die Schwüre gehalten?"

Saint-Preuil schwieg betroffen. Er fuhr mit der Hand an seine Stirne.

„Sie vermögen mir nicht zu antworten," begann Maria wieder. „Erfahren Sie denn, daß ich Alles weiß. Sie schließen sich den galanten Herren an, die noch aus den Zeiten des vierten Heinrich ihre Maximen herleiten, wo Treue ein kindisches Wort, das Uebertragen aller Zärtlichkeit auf einen geliebten Gegenstand lächerlich gescholten

wurde. Ich hatte das nicht durch meine Anhänglichkeit verdient, daß Sie — der gefeierte Soldat — den leichtfertigen Damen des Hofes — ja sogar den Bürgerstöchtern von Paris Ihre Huldigungen darbringen."

„Wer sagt das? wer wagt es?" rief Saint-Preuil, heftig aufstehend.

„Ich, Herr von Saint-Preuil. Sie wollen in allen Dingen Sieger sein; Sie begnügen sich nicht mit dem Gewinnst auf dem Schlachtfelde, Sie wollen auch in den Boudoirs triumphiren. Sie suchen selbst da, wo das Ziel für Jeden zu erreichen ist, der mit gefüllter Börse dieser Gottheit entgegentritt, ihre Rivalen auszustechen."

„Das ist eine Schmach, Maria, — die Sie mir anthun," rief der Capitain.

„Soll ich den Namen aussprechen? den Namen, dessen fast magische Gewalt — ich muß es leider bekennen — die Köpfe, die Herzen, die Sinne der trefflichsten Männer umnebelt? den Namen jenes räthselhaften, furchtbaren Geschöpfes, das die Natur mit dämonischem Reize ausgestattet und das sie als Vernichterin so manchen Glücks in diese Welt gesendet?"

„Sie meinen —"

„Marion de Lorme," rief die Dame.

Saint-Preuil wendete sich heftig ab.

„Sie sind, wie so viele Andere, in den Banden jener Sirene. Ich weiß, daß in dem Hause der Marion die gefährlichsten Zusammenkünfte stattfinden, gefährlich, mein

Herr, nicht nur für Ihre Herzen, für Ihre Taschen — nein, hören Sie es wohl: auch für Ihre Köpfe — verstehen Sie mich recht: Marion de Lorme ist ein Wesen, von dessen Schwelle aus die Schritte zur höchsten Würde im Königreiche gehen, aber es giebt von da aus noch einen anderen Weg: und dieser führt auf das Schaffot!"

Saint-Preuil erbebte trotz seines Muthes.

„Sie halten dies Mädchen von Chalons für eine Hexe?" fragte er mit heiserer, von Erregung gepreßter Stimme.

„Hütet Euch vor ihr, das ist Alles, was ich sagen kann. Die furchtbaren Augen dieses Wesens, das seltsame Lächeln, die schönen und doch so gespenstisch gestreckten Arme: alles das machte mich zittern, als ich einst von ungefähr ihr gegenüberstand."

„Sie mögen Recht haben, Maria, aber in einem Punkte irren Sie: Marion ist fern von der Habsucht, welche Sie ihr vorwerfen. Es ist ein unbegreiflicher Zug in dem Wesen des seltsamen Mädchens, daß sie jedes Geschenk ihrer Anbeter ausschlägt."

„Sie irren. Fräulein de Lorme mag die baare Münze zurückweisen — gegen die Diamanten, Armbänder und Ketten ist sie nicht eingenommen; versuchen Sie es, Herr von Saint-Preuil."

Der Capitain vermochte kein Wort zu erwidern. Seine Hand, die im stärksten Gefechte den Degen mit unerschöpflicher Gewalt führte, hing kraftlos herab. Er kaute ver-

[illegible] an seinem Barte und brachte endlich nach langer Pause, stammelnd wie ein Schulknabe, die Worte hervor:

„Und nun? — was gedenken Sie zu thun, Maria? wie soll ich gestraft werden?"

Maria schien an der Stelle der Unterhaltung angekommen zu sein, welcher sie längst entgegengesteuert hatte.

„Ich bin keine gewöhnliche Frau," sagte sie, „ich kann verzeihen, wo ich wirklich liebe. Vielleicht habe ich einen Theil der Schuld auf mich zu nehmen. Weshalb trachtete ich nicht schon längst darnach, den Herrn von Saint-Preuil durch ein Ehegelöbniß zu fesseln? Geben Sie auf, Franz, was nur Ihre Sinne, nicht auch Ihr Herz erfüllen kann; finden Sie einen Ersatz für Maria von Hautefort, dann trete ich gern zurück und opfere meine Neigung der Besseren, aber so lange Sie noch Ihre Hand in die meinige legen, bleiben Sie den Marions und allen ihres Gleichen fern. Zügeln Sie Ihre Leidenschaften!"

Sie nahm einen gewaltsamen Anlauf.

„Und nun," rief sie mit Anstrengung, „nun Ihre Strafe. Für heute sind wir getrennt. Ich verbanne Sie aus meinem Zimmer, aus meinem Hause."

„Maria," rief Saint-Preuil erschrocken. „Ist das Dein Ernst? ich wollte Abschied nehmen."

Eine Uhr schlug in hellen Tönen drei Viertel. Maria lauschte ängstlich den Schlägen.

„Es muß sein," sagte sie mit fester Stimme. „Sie verdienen diese Strafe — gehen Sie — ich fordere es von

Ihnen — als — als einen Beweis Ihrer Liebe, als ein Zeichen, daß Sie mir noch eine Gewalt über sich einräumen, die ich schon verloren zu haben fürchtete — ich bitte Sie — gehen Sie."

So erregt und theils gedemüthigt Saint-Preuil auch war, dennoch entgingen ihm die auffällige Unruhe, das ängstliche Gebahren, die scheuen Blicke Maria's nicht.

„Sie fordern also gebieterisch, daß ich Sie verlasse?" sagte er, noch ein Mal ihre Hand ergreifend.

„Ich fordere es."

„Wohlan — ich gehorche. Und wann darf ich Sie wiedersehen?"

„Morgen — zu jeder Zeit — wann Sie wollen. Nur jetzt — jetzt gehen Sie. Ich fühle das Schlagen meines Herzens — es war eine schlimme Stunde."

Saint-Preuil hielt noch immer Maria's Hand. Er empfand es, wie heftig dieselbe in der seinigen zitterte. Er gab sie mit tiefem Seufzer frei, ergriff seinen Hut, steckte den Degen an und die schöne Maria noch einmal schwermüthig anblickend, sagte er: „Leben Sie wohl für heute."

„Auf morgen, Franz — auf morgen!"

Saint-Preuil verließ das Zimmer.

„Er geht," flüsterte Maria, ihre Hände vor das Gesicht drückend. „Er geht. Wie schwer wurde es mir, zu diesem Mittel zu greifen — wie furchtbar hab' ich gelitten."

Sie horchte auf, die Schritte Saint-Preuils schallten

noch vom Fuße der Treppe her, seine klingenden Sporen weckten das Echo des geräumigen Hausflurs.

„Jetzt hat er das Haus verlassen," lispelte Maria. Sie hob leicht die Gardine und trat in das anstoßende nur matt erleuchtete Zimmer — ihr Schlafgemach. Das Fenster dieses Zimmers war in Form eines halbrunden Erkers nach dem Garten hinaus gebaut; ihren Kopf an die Scheiben drückend, versuchte Maria noch einmal die Gestalt Saint-Preuils zu erspähen, aber das Dunkel der Nacht gestattete ihr nicht, den Capitain zu erblicken.

„Ich hätte es nicht thun — ihm seinen Leichtsinn nicht vorwerfen sollen," sagte sie vor sich hin. „Man gewinnt in der Liebe Nichts, wenn man demüthigt. Und doch, seine Flatterhaftigkeit verdiente eine Strafe — und war es nicht die höchste Zeit, daß er ging? mußte ich nicht zu diesem grausamen Mittel meine Zuflucht nehmen, um ihn fortzuschaffen? — wenn er ihn hier getroffen — gesehen hätte? oh — gewiß, gewiß, ich setzte viel auf das Spiel, aber vielleicht gelingt es mir, dir zu nützen, meine Königin, und es ist schon ein gutes Zeichen, wenn der Feind um Gehör bittet. Horch! da ist er," sagte sie zusammenschauernd. „Es war keine Minute mehr zu verlieren."

Saint-Preuil hatte sich in den Park begeben. Er ging bedächtigen Schrittes den Weg entlang, welcher in ein Gebüsch mündete. Durch dieses schreitend, gelangte man zur Mauerpforte.

„Was ging mit ihr vor?" flüsterte der Capitain. „Diese

Unruhe, dieses plötzliche Aufwallen, war es nicht seltsam? ihre Angst? — sie konnte nicht schnell genug mich aus dem Zimmer bannen. Hm! — freilich eine Dame ist reizbar, die Nerven der Aermsten waren in heftiger Aufregung." Er ging weiter. „Ich muß mich schämen," hauchte er. „Ich habe mit einem Herzen gespielt, das mir treu anhing — ich verdiente es, wie ein Schulbube ausgescholten zu werden. Diabolische Marion!" Er blieb nachdenkend stehen. „Und dennoch — es war ein unerklärliches Wesen, das Maria heute annahm — die Unruhe — vorher der Schreck der alten Barbara — dieses zu ungewöhnlichem Empfange geschmückte Zimmer, der Tisch — ha, der Tisch mit drei Couverts belegt — drei. Nun ja — sie, der Bruder, den sie erwartete und ich — drei —! aber Henri kam nicht. Und wieder die Angst — war sie nicht am heftigsten, als eine Uhr schlug? Drei — drei." Er nahm von seinem glühenden Haupte den Hut ab und ließ den Nachtwind durch seine dunkeln Locken streichen. „Thorheiten," murmelte er nach kurzem Besinnen. „Und wenn es wäre? mir geschieht recht — aber nein, nein, diese Demüthigung wäre zu schwer." Er knirschte mit den Zähnen und trat aus dem Gebüsche zu dem Mauerpförtchen. Mit vor Aufregung zitternder Hand steckte er den Schlüssel in das Schloß.

In diesem Augenblicke schallten kurz auf einander folgend drei gewichtige, weithin gellende Schläge durch die Stille der Nacht. Saint-Preuil fuhr empor. Diese Schläge

wurden gegen das Gitter des Parkes gethan. Saint-Preuil überfiel ein Zittern der Ahnung und der Erwartung, er näherte sich, halb durch die Büsche kriechend, dem Hauptgange, der zur Parkthüre führte. Von seinem Verstecke aus konnte er deutlich sehen, wie die alte Barbara mit einer Leuchte in den Garten eilte, das Gitter aufschloß und zwei Männer einließ, welche Beide maskirt waren und deshalb von Saint-Preuil nicht erkannt zu werden vermochten; die Federn auf ihren Hüten, die Sporen und die Beschläge der Degenscheiden verriethen dem Lauscher jedoch, daß die späten Gäste Cavaliere seien. Die Furien der Eifersucht und des Zornes über seine Demüthigung packten den unglücklichen Capitain. „Es ist nicht Henri — ihr Bruder," murmelte er, den beiden Vermummten nachstarrend, die, von Barbara geführt, ihren Weg gerade auf das Haus zu richteten und hinter der Thür desselben verschwanden. Saint-Preuil stürzte aus dem Gebüsche. Seine erste Bewegung war, mit der Rechten nach seinem Degen zu greifen. „Darum also diese Vorwürfe! darum das Ausspioniren meiner Gänge, das Vorhalten meines Leichtsinnes! und sie — sie ist eine ebenso arge, nein — eine viel schlimmere Sünderin — deshalb wurde ich so eilig und dringend gebeten — hinauszugehen — — o nein, ich wurde hinausgeworfen." Er keuchte vor Zorn und tappte im Dunkel umher. „Ich muß in das Haus. Aber wie? wenn ich durch die Thür eindringe, finde ich Niemand. Der Schurke wird sich verbergen, oder von ihr verborgen werden. Wenn ich nur —

—" Er blickte zu den sorgfältig verhüllten Fenstern empor, dann schien er zu überlegen; endlich mochte ihm ein Gedanke gekommen sein, denn vorsichtig begann er in der Nähe des Gebäudes zu suchen.

Die drei Schläge, welche Saint-Preuil so in Aufregung brachten, hatten auch Maria in die größte Unruhe versetzt. Sie war in ihr Schlafcabinet geeilt, sie gewahrte den Lichtschein im Garten. Es mußten die Erwarteten sein, und und vielleicht hatte sie Saint-Preuil bemerkt. Horch — war das nicht ein Wortwechsel? nein, das Sausen des Windes bringt die Täuschung hervor — und dennoch —! unwillkürlich öffnete Maria das Fenster des Erkers, sie sah Barbara mit zwei Männern herbeikommen, sonst war es überall ruhig. Die Wärterin geleitete die Männer in das Haus — die Thür schloß sich. Schon hörte man die Tritte der Nahenden. Maria eilte in das erleuchtete Zimmer, sie ordnete ihre vom Winde ein wenig gelösten Haare, sie drückte ihre Hand auf das pochende Herz, das Tuch an ihre Lippen. Dann zog sie die Portieren sorgfältig zusammen und, sich Muth einsprechend, blieb sie der Eingangsthüre gegenüber stehen. Diese wurde geöffnet. Die beiden Männer traten ein. Der erste nahm seine Sammtmaske ab und Maria sah den Cardinal Richelieu vor sich. Das imponirende Gesicht des Gewaltigen machte die Dame verwirrt. Sie verbeugte sich tief, ohne ein Wort des Grußes sprechen zu können, während der Cardinal seinen Mantel abwarf und den Hut an Bois-Robert reichte. „Ich muß

Ihnen erkenntlich sein, Madame, für die Erlaubniß, welche Sie mir ertheilten," begann Richelieu in artigem Tone. — „Eminenz sprachen einen Wunsch aus," entgegnete Maria. „Und ich sehe nicht ein, weshalb ich Ihnen diesen Wunsch nicht gewähren sollte."

„Sie haben wohl gethan. Es sei Ihnen ein Beweis meines Vertrauens. Ich kann befehlen, wenn es sich um Unterredungen mit Männern handelt, bei Damen kann ich nur bitten. Ich bin dann nur ein Cavalier, nicht der Minister. Sie sehen, ich habe das Gewand meiner Würde abgelegt und stehe als einfacher Edelmann vor Ihnen, der Edeldame. Gefalle ich Ihnen so?"

Maria schwieg betroffen. Sie kannte die persönliche Eitelkeit des Cardinals, über welche am Hofe allerlei Anecdoten und Bemerkungen verstohlen umhergetragen wurden. Man erzählte, daß der Allmächtige sogar auf Wunsch der Königin im Cabinete Annas von Oesterreich als Tänzer gekleidet erschienen sei, weil die Königin es als einen Beweis der Zuneigung von ihm gefordert habe. Es war diese Einladung aber nur geschehen, um den Cardinal dem Gelächter der im Zimmer versteckten Hofdamen Preis zu geben. Als daher Richelieu an Maria die Frage richtete: „Gefalle ich Ihnen so?" athmete die Dame auf. Es war sicherlich kein Unheil gegen sie im Anzuge, der Cardinal hatte Sinn für seine Toilette.

„Euer Eminenz," sagte Maria, nachdem sie sich von ihrem Staunen erholt hatte, „Euer Eminenz wissen jedem

Gewande die Würde und den Glanz zu verleihen, der immer nur von dem Träger ausstrahlt. Im Kleide des Cardinals oder des Cavaliers — man hat Ihnen gegenüber stets die Empfindung, daß eine Größe an uns herantritt."

Richelieu lächelte befriedigt; er reichte Maria die Hand und führte sie zu einem Sessel.

„Lassen Sie sich nieder. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Maria erhob sich wieder.

„Gestatten Euer Eminenz, daß ich, bevor Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren, mir die Freiheit nehmen darf, Ihnen eine kleine Collation anzubieten? Sie sehen, ich bin darauf vorbereitet."

Sie wies auf den Tisch in der Nähe des Kamins.

„Gestatten Sie mir, es dankend abzulehnen," sagte der Cardinal. „Damit Sie jedoch sehen, daß ich als Freund zu Ihnen komme, füllen Sie mir ein Glas aus jener Karaffe, füllen Sie ein zweites für sich und thun Sie mir Bescheid auf Gelingen unserer Verhandlung."

Maria füllte mit zitternder Hand zwei Gläser. Als sie das zweite vollschänkte, gerieth sie in eine so heftige Bewegung, daß ein Theil des Weines auf das Tischtuch vergossen wurde.

„Sie zittern, Fräulein von Hautefort," sagte der Cardinal mit lauerndem Blicke, „haben Sie Furcht vor mir?"

„Eminenz — die mir von Ihnen zugekommene Aufforderung — die ungewöhnliche Stunde — die Stille der Nacht — der Besuch zweier Herren."

„Ah, Bois-Robert ist Ihnen unangenehm. Verlaß uns, Bois-Robert, Du bist ohnehin überflüssig.“

Bois-Robert verließ das Zimmer, Maria befand sich mit dem Cardinal allein. Richelieu nippte erst ein wenig von dem Wein, dann that er einen kräftigen Zug und setzte das Glas nieder. Maria, die jeder seiner Bewegungen gefolgt war, nahm neben ihm Platz.

„Madame,“ begann der Cardinal, indem er sich in den Sessel zurücklehnte und die Hände faltend seine Daumen umeinander drehte, was immer ein Zeichen wichtiger herannahender Ereignisse war, „Madame, seit wie lange sind Sie Edelfräulein*) bei Ihrer Majestät der Königin.“

„Seit drei Jahren, Eminenz.“

„Sie sind der hohen Dame sehr ergeben.“

„Ich habe alle Ursache dazu.“

„Hm — das ist schön von Ihnen, dieses Bekenntniß. Es giebt nicht allzuviel treue Leute. Sie wissen, daß ich durch Bois-Robert, der ein Gast im gelehrten und boshaft plaudernden Kreise des Hotel Rambouillet ist, Ihnen den Wunsch nach einer Unterredung aussprechen ließ, welche Sie mir gewährten.“

„Euer Eminenz sind hier, um diese Unterredung mit mir zu haben.“

„Mein Fräulein, man nannte Sie einst die fromme Hautefort. Sie sind es nicht mehr.“

*) Sämmtliche Ehrendamen der Königin führten — verehelicht oder nicht — den Titel Madame.

„Eminenz — —"

„Sie sind es nicht mehr. Keine Ausflüchte. Man ist nicht fromm, wenn man sich in Palastintriguen mischt, und seit Ihrer Bekanntschaft mit Fräulein von Chemeraut intriguiren Sie. Die Correspondenz der Königin mit Frau von Chevreuse ist zum Theil durch Ihre schönen Hände gegangen. Sie sehen, ich erfahre Alles."

„Nun denn ja — ich leugne es nicht," sagte Maria mit festem Tone. „Die Königin ist meine Gebieterin, ich habe ihr zu gehorchen. Ich bin ihr treu, wie Euer Eminenz sagten. Wäre Fräulein von Chemeraut ebenso treu— "

„Ah, ich bitte, wiegen Sie Ihre Verdienste nicht gegen einander ab. Ich bin nicht deswegen gekommen. Mein Besuch betrifft Sie allein. Ich weiß, ich höre, ich beobachte, daß Sie, mein Fräulein, gern plaudern, Sie besitzen eine gute Dosis Witz, Sie verstehen es, mich trefflich zu copiren — schlagen Sie die Augen nicht zu Boden — Sie sehen, wie loyal ich bin, mein Fräulein, aber ebenso offen und frei, wie ich meine Wahrnehmungen ausspreche, komme ich auch immer auf die Hauptsache zu reden, und ich frage daher: Fräulein von Hautefort, wie viel wiegt Ihre Treue gegen die Königin, und wie hoch stellen Sie den Preis, wenn ich Ihnen das Anerbieten mache, sich mir als Agentin zu verkaufen?"

Fräulein von Hautefort that einen lauten Schrei. Die Entrüstung über das dreiste und schändliche Anerbieten entlockte ihrer Brust diesen krampfhaft hervorgestoßenen Ton.

Sie erhob sich mit gerötheten Wangen so heftig, daß die auf dem kleinen Tische befindlichen Gläser aneinanderklirrten, und, ihre Hände auf die Tischplatte stützend, sagte sie mit bebender Stimme:

„Euer Eminenz mißbrauchen das Gastrecht, welches ich Ihnen gewährte.“

Der Cardinal blieb vollkommen ruhig. Er drehte ein wenig an seinem Kinnbarte und sagte trocken:

„Ich kenne die Menschen zu gut — aber vielleicht irre ich mich in Fräulein von Hautefort, hören Sie mich aus. Es giebt eine Art der Verrätherei, die wohlthätig wirkt. Wohlthätig nach zwei Seiten hin. Ein Mal, wenn dadurch ein Vortheil für den Staat — für das königliche Haus, erzielt wird, in dessen Diensten wir stehen, zweitens, wenn die Person, welche man verrieth, durch diesen Verrath vor großem Schaden bewahrt bleibt.“

„Wär' es möglich — die Königin sollte — denn Sie können doch nur von der Königin sprechen.“

„Die Königin ist bedroht durch ihre neue, unbesonnene Handlungsweise. Seit den Tagen der Hinrichtung des Marschalls d'Ancre hat unsre gnädige Monarchin es nicht unterlassen können, ihre Hände in die Politik zu stecken. Ich habe harte Arbeit gehabt — Jedermann weiß es. In diesem Augenblick spinnt sich ein neues, ein sehr gefährliches Complot an, dessen Fäden die Königin in den Händen hat. Christine von Savoyen, die Schwester des Königs, wird von ihren Schwägern hart bedrängt, aber auf meinen Rath nur

gegen Abtretung bedeutender Länderstrecken. Ich weiß, daß hinter meinem Rücken durch einen Priester, Monod, geheime Unterhandlungen, Correspondenzen gepflogen werden, und daß die Königin auf jede Weise versucht, ihren Gemahl für seine Schwester günstig zu stimmen, daß sie es versucht, ihn zur Hilfsleistung zu bewegen, ohne dafür die Herausgabe jener Ländereien zu verlangen, das kreuzt meine Pläne, die ich für die Vergrößerung Frankreichs hege, und ich muß diese Briefe besitzen, um dem Treiben auf die Spur zu kommen. Sie können mir diesen Dienst leisten. Ich will kein Gericht halten — nur steuern will ich dem Unheil. Komme ich aber auf andere Weise hinter die Pläne der Intriganten, dann wehe Ihnen!“

Der Cardinal hatte sich ein wenig vornübergebogen, seine Augen funkelten in unheimlichem Glanze. Maria von Hautefort war mit den Ereignissen und Intriguen des sehr bewegten Hoflebens vertraut genug, um die Wichtigkeit des Anerbietens, welches ihr der Cardinal machte, zu durchschauen. Im Dienste der Königin stehend, hatte sie eine treffliche Gelegenheit, ihrer Gebieterin nützlich zu werden. Sicherlich fand der Cardinal andere willige Hände, wenn er seine Börse zog. Daß ein geheimer Briefwechsel zwischen Christine von Savoyen und der Königin stattfand, war der Ehrendame bekannt. Sie wußte, daß in jenen Briefen des Königs nicht mit besonderer Ehrfurcht gedacht worden war — wenn es dem Cardinal gelang, der Correspondenz sich zu bemächtigen, so mußte die Königin schwerer compromittirt

werden, als sie es einst geworden wäre, hätte der Cardinal jene berüchtigten Briefe aufgefangen, welche Anna von Oesterreich mit Frau von Chevreuse wechselte. Vielleicht konnte man hier ein doppeltes Spiel wagen — während die wirklichen echten Briefe an ihre Bestimmungsorte gingen, konnte man falsche anfertigen, die dem Cardinal ausgehändigt wurden. Maria von Hautefort hatte allerdings nicht viel Zeit zum Ueberlegen, aber dennoch mußte sie ihr Spiel geschickt einrichten, um den Cardinal irre zu führen.

„Eminenz," sagte sie nach einer Pause, „haben mich zur Auserwählten für ein sehr gefährliches Unternehmen bestimmt. Ich fürchte, ich habe in dergleichen Dingen kein Glück — selbst wenn ich Ihnen dienstlich sein wollte."

„Sie werden nach meiner Leitung verfahren."

„Und dann — wo finde ich noch Ruhe auf dieser Welt, wenn der Königin eine Gefahr aus dieser meiner verrätherischen Handlung erwachsen sollte?"

„Die Gefahr für die Königin ist größer, wenn sie die Unterhandlung fortsetzt."

„Ich sehe das ein — aber können Eminenz denn nicht die gnädigste Monarchin warnen — offen, frei sie warnen?"

„Ich? der Feind, der verhaßte Feind der Königin?"

„Sie irren, Eminenz."

„Ich bin meiner Sache gewiß — ich weiß, daß die Königin mir überall Spione nachsendet, daß ich keinen Augenblick, an keinem Orte sicher bin vor ihren Kreaturen,

daß sie jede Gelegenheit erhascht, mir bei ihrem Gatten zu schaden. Sie hat ihre Helfer — ich kenne sie, und Sie, mein Fräulein, werden nach diesem Bekenntnisse fühlen, daß ich eine große Hochachtung vor Ihrem Charakter haben, festes Vertrauen zu Ihrer Ehrenhaftigkeit hegen muß, wenn ich es wagte, gerade Ihnen mich zu offenbaren."

„Und doch machen Eminenz mir den Vorschlag — —"

„Meine Agentin zu werden. Es steht bei Ihnen, einzuwilligen oder abzulehnen, in beiden Fällen bedarf ich aber Ihres ewigen Schweigens. Ich kam vertrauensvoll, ich, den tausend neidische, furchtsam spähende Blicke umlauern. Ich hoffe, ich bin sicher bei Ihnen."

Als der Cardinal mit fester Stimme diese Worte sprach, schallte ein Geräusch aus einem der anstoßenden, durch die Portieren geschlossenen Zimmer. Es schien vom Schlafgemache herzukommen. Der Cardinal schreckte auf, sein Gesicht ward bleich, sein Bart bewegte sich schnell auf und nieder, so heftig zuckte die Lippe, er rückte seinen Degen zurecht, und den Blick eines Basilisken auf Maria schießend, fragte er: „Was war das?" Maria vermochte sich kaum vom Platze zu bewegen. Ihre Gedanken flogen sogleich zu Saint-Preuil. Sollte er zurückgekehrt sein? aber es war unmöglich; in das Schlafzimmer konnte er nur durch den Salon gelangen, in welchem der Cardinal und Maria sich befanden, sonst war kein Eingang vorhanden. Dennoch überfiel eine schreckliche Angst die Hofdame, als der Cardinal noch einmal fragte: „Was war das?"

„Ich — weiß es nicht, Eminenz. Ein Windstoß mag irgend eines der Fenster aufgerissen oder zugeworfen haben."

„Gewiß?"

„Eminenz werden nicht glauben, daß ich einen Verrath üben würde!"

„Ich hoffe es um Ihretwillen nicht," sagte Richelieu mit fürchterlichem Blicke. „Aber ich überzeuge mich gern. Folgen Sie mir in das Nebenzimmer, vielleicht entdecken wir die Ursache dieser Störung."

Er ergriff einen mit brennenden Kerzen besteckten Leuchter, zog seinen Degen, und mit der Spitze desselben auf die Portiere des Schlafzimmers deutend, sagte er: „Von daher kam das Getöse. Wir wollen zunächst dieses Gemach untersuchen. Folgen Sie mir."

Maria nahm ihre ganze Kraft zu Hülfe, und ihren wankenden Schritt bemeisternd, folgte sie dem Cardinal. Dieser schob mit dem Degen die Portieren des Gemaches auseinander. Sie befanden sich in dem nur vom Lichte der Kerzen, welche der Cardinal hielt, erleuchteten Schlafzimmer Maria's.

---

Saint-Preuil hatte, bei dem Hause wieder angelangt sorgfältig umhergespäht, ob nicht eine Gelegenheit zum Eindringen sich bieten möchte. Seine, von dem nebelartigen Schleier, den das siedende Blut in die Augen treibt, verhüllten Blicke bedurften einiger Zeit, ehe sie das Dunkel

zu durchdringen vermochten. Endlich gewahrte er — oder glaubte zu gewahren, daß eines der acht Fenster, aus denen der Erker zusammengesetzt war, offen stand. Maria hatte, als sie bei Richelieu's Ankunft das Zimmer verließ, dieses Fenster zu schließen vergessen. Wohlbekannt mit dem Gebäude und dessen Umgebungen, schlich Saint-Preuil in dem Parke umher, bis er zu einem hinter Buschwerk verborgenen Schuppen gelangte, der allerlei Gartengeräthschaften enthielt. Er kramte hier in dem Gewirre von Latten, Spaten und Stangen, bis er endlich eine Gartenleiter hervorzog; sie hinter sich schleifend, kehrte er zum Hause zurück und blieb dort einige Minuten horchend stehen. Der Wind brauste ziemlich stark, ein feiner Regen fiel hernieder. Saint-Preuil legte die Leiter an, stieg langsam hinauf und kam bis an das offenstehende Fenster. Er vernahm deutlich Stimmen, die aus dem vor dem Schlafgemache liegenden Zimmer, das er soeben verlassen hatte, zu kommen schienen. Seine Pulse schlugen heftig — er erfaßte das Gesims des Fensters und mit einem kurzen Schwunge gelangte er in das vollständig dunkle Schlafzimmer. So behutsam der Capitain aber auch bei seiner nächtlichen Fahrt zu Werke gegangen war — er konnte dennoch nicht verhindern, daß ein Geräusch entstand. Gleich darauf hörte er eine männliche Stimme heftig fragen: „Was war das?" Diese Stimme schien ihm bekannt, nur vermochte er sich nicht sogleich darauf zu besinnen, wem sie angehörte, aber es blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken, denn schon hörte er, wie Stühle gerückt wurden, wie Maria

eine Entschuldigung oder Beschwichtigung aussprach. Der Capitain flüchtete auf das Gerathewohl in eine Ecke des Zimmers, seine Hand erfaßte die Falten einer Gardine, es schien die Draperie eines Bettvorhanges zu sein, und der Lauscher verbarg sich hinter dieser Hülle gerade in demselben Momente, als die Portiere auseinandergeschlagen ward. Der Schein von Lichtern fiel in das dunke Gemach und Saint-Preuil sah von seinem Winkel aus einen reichgekleideten Mann eintreten, der in der Linken den Leuchter, in der Rechten seinen blanken Degen hielt.

Kaum wollte der Capitain seinen Augen trauen, aber es war keine Täuschung, es war ein wirklicher, lebender Mensch, der jetzt in das Zimmer trat, und dieser Mensch war der Cardinal Richelieu. Maria von Hautefort folgte ihm. Saint-Preuil konnte deutlich ihr von Angst und Schrecken erfülltes Antlitz sehen — er machte sich auf die Scene gefaßt, welche seiner Entdeckung folgen mußte. Der Cardinal leuchtete umher.

„Eminenz sehen, daß Niemand hier im Zimmer sich befindet," sagte Maria.

„So scheint es allerdings," sagte Richelieu. „Ah — dieses Fenster ist offen geblieben; muthmaßlich schlug der Wind dasselbe zu."

„Das war der Grund des Geräusches," rief Maria aufathmend, „nichts anderes." Sie wendete mit scheuem, ängstlichem Blicke verstohlen ihr Haupt, um die dunklen Winkel des großen Gemaches zu durchspähen — und als

sie die von reichen Draperien umgebene Bettstelle betrachtete, schien es ihr, als leuchteten zwischen den Falten ein paar glühende Augen hervor — sie vermochte nur mühsam einen Ruf des Schreckens zu unterdrücken — sie hatte den Muth, schärfer hinzusehen — kein Zweifel: hinter den Vorhängen war eine Gestalt verborgen, denn sie wurden an einer Stelle fast krampfhaft zusammengehalten und die Spitze eines Stiefels ragte unter der Draperie hervor. Es war sicherlich der Capitain. Der Cardinal hatte ihr den Rücken gewendet und beleuchtete die dem Bette gegenüberliegende Wand — noch sah er den Verborgenen nicht, aber plötzlich wendete er sich um.

„Es ist das Ihre Lagerstatt, schönes Fräulein,“ sagte der Gewaltige mit seltsamem Lächeln, „hinter diesen Vorhängen kann man sich trefflich verbergen.“ Maria's Kniee zitterten, ihre Hände suchten vergeblich einen Anhaltepunkt.

„Eminenz,“ stammelte sie. „Ich hoffe nicht, daß Sie zu denken wagen — —“

„Ich bitte, Madame, mich nur einen Blick auf dieses Heiligthum werfen zu lassen,“ entgegnete der Cardinal, indem er die Vorhänge des Bettes öffnete.

„Eminenz,“ rief Maria außer sich vor Scham und Angst, „Sie werden das nicht wagen — ich habe Ihnen keine Veranlassung gegeben, mich in dieser Weise zu beleidigen.“

Sie stellte sich zwischen den Cardinal und das Ruhebett, gerade vor die Stelle, wo sie den Capitain verborgen

glaubte. Richelieu hatte wieder seinen Degen gebraucht, um die Draperie auseinanderzuhalten. Er warf einen durchdringenden Blick in den von Gardinen umschlossenen Raum — er sah nur die feinen, mit zierlichen Kanten besetzten Decken — noch blieben die Seidendraperieen — hinter ihnen stand der kühne Eindringling, kaum einen Schritt war er entfernt von dem Verderben, nur Maria's Gestalt trennte ihn davon. Sie hörte das leise Keuchen eines Athems, sie fühlte auf ihrem Nacken die Falten der Gardine, welche sich, von den zitternden Händen des Versteckten gehalten, bewegten.

„Ich habe mich überzeugt," sagte plötzlich der Cardinal ruhig, seinen Degend zurückziehend, worauf die Draperie sich schloß.

„O — mein Gott!" stöhnte Maria.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte der Cardinal, der diesen Ausruf lediglich dem Unmuthe Maria's über die Entweihung ihres Zimmers zuschrieb, mit sanfter Stimme. „Verzeihung! Ich war sehr indiscret, aber Sie haben einem Priester — einem alten Manne den Zutritt in dieses Heiligthum gestattet. Kommen Sie."

Er verließ das Gemach in Begleitung der Hofdame, die es nicht wagte, sich noch ein Mal umzuschauen.

„Nehmen wir unsere Unterhaltung wieder auf," fuhr der Cardinal fort, den Leuchter auf den Tisch und sich in einen Sessel setzend. „Ich frage Sie noch einmal: Wollen Sie in meine Dienste treten?"

„Ich bin noch zu erregt von dem soeben stattgehabten Zwischenfall — als daß ich jetzt schon auf Euer Eminenz Frage antworten könnte."

„Erholen Sie sich einige Minuten. Ich dringe nicht sogleich in Sie. Während dessen will ich Ihnen eine zweite Bitte vorlegen. Sie stehen augenblicklich in einer Doppelstellung, Madame. Sie besitzen nicht nur das Vertrauen der Königin, sondern auch das des Königs."

„Eure Eminenz könnten glauben — —"

„Ich glaube nichts davon, ich weiß es."

Maria wurde in eine neue Unruhe versetzt. Sie bemeisterte ihre Angst um Saint-Preuil, sie mußte diesen zweiten Sturm aushalten.

„Der König will mir wohl," sagte sie.

„Es ist mehr, als das. Der König hat eine Neigung für Sie gefaßt."

„Herr Cardinal!" rief Maria außer sich.

„Ich weiß Alles. Können Sie leugnen, daß der König häufig genug Sie besucht, sich mit Ihnen unterhält — Ihnen allerlei kleine, vielleicht auch größere Geheimnisse mittheilt? daß er Ihnen ein Geschenk von viertausend Livres machte?"

„Sie martern mich, Herr Cardinal — dieses Geld hatte der König für meinen Bruder bestimmt, es war eine Summe, welche er für den Ankauf von Pferden verwenden sollte. Seine Majestät geruhen mit mir sich zu unterhalten, sie finden Gefallen an meinen Scherzen, an der Art — —"

„Wie Sie über die Persönlichkeiten des Hofes sprechen — wie Sie über mich herziehen, Madame," sagte der Cardinal mit boshaftem Grinsen.

Maria aber schien plötzlich alle Zaghaftigkeit abgestreift zu haben. Der Cardinal quälte sie wahrhaft und sie rief:

„Nun denn, ja. Wenn Eure Eminenz doch davon unterrichtet sind — Seine Majestät haben diese Summe in meine Hände gelegt, weil sie es aussprachen: Ein König von Frankreich darf nicht der Sklave seines Ministers sein. Sie, Herr Cardinal, hätten dieses königliche Geschenk nicht in meine Hände kommen lassen."

„Wahrscheinlich nicht," warf der Cardinal trocken hin. „Und dabei tadelten Seine Majestät gewiß meine Amtsführung."

„Ihr Wesen, Ihre beispiellose Härte und Ihre Feindschaft gegen die Günstlinge des Königs wurden getadelt, Ihren großen Eigenschaften ließ man jeder Zeit Gerechtigkeit widerfahren."

„Das freut mich," sagte der Cardinal, mit dem Kopfe nickend. „Aber es geht aus Ihrem Bekenntnisse hervor, daß viel Böses von mir gesprochen wird. Deshalb eben will ich Ihre Dienste in Anspruch nehmen. Sie müssen mir nicht allein die Correspondenz der Königin mit Christine von Savoyen verschaffen, Sie müssen auch den König — der Sie liebt — — ja, Madame — ich weiß ja, daß das in allen Ehren der Fall ist, gerade so wie bei Mademoiselle von Lafayette — Sie müssen also dem Könige recht viel

Gutes von mir erzählen — Sie müssen ihm Dieses oder Jenes in die Hand spielen — einige wichtige Vorschläge, welche ich Ihnen zugehen lassen werde, sauber auf das Papier geworfen — einige Bitten um Beförderung."

„Sie? Sie, Eminenz, bedürfen eines solchen Weges? Sie, der durch einen Wink die Gestalt Frankreichs ändern kann?"

„Sie kennen die sonderbaren Launen des Monarchen nicht. Ich kann Kriege entzünden, kann über Millionen gebieten, und doch ist es mir oft unmöglich, einem Menschen, dem ich wohl will, die kleinste Stelle zu verschaffen, wenn der König dagegen ist. Sie wissen nicht, daß der König mich haßt?"

Maria schwieg.

„Sie wissen es, Madame. Ich habe keinen ärgeren Feind, als den König. Was mich hält, ist die eiserne Nothwendigkeit. Ich muß eine Hilfe haben gegen die Person, welche mächtig genug werden kann, um mir zu schaden. Mit einem Worte: Sie müssen Alles aufbieten, um die Neigung des Königs für Fräulein von Lafayette schwinden zu machen, sie ist der Kanal, dessen sich meine Feinde bedienen. Sie müssen die Lafayette stürzen — ersetzen."

Die Portieren vor dem Schlafzimmer bewegten sich so heftig, daß der Cardinal es hätte gewahren müssen, wäre sein Blick nicht fest auf Maria gerichtet gewesen.

„Eminenz," rief die Hofdame sich erhebend. „Das ist abscheulich, das ist mehr als Qual, die Sie mir zufügen

— das ist Schmach — Sie mißbrauchen das Gastrecht, welches ich Ihnen gewährte, auf Ihren besonderen Wunsch gewährte — ich bediene mich dagegen meines Hausrechtes. Gehen Sie, Herr Cardinal — gehen Sie, Herr Minister, ich will Sie nicht länger in diesem Zimmer sehen.

Richelieu blieb unbeweglich.

„Sie sind erregt und in Zorn, Madame," sagte er nach einer Pause. „Ich begreife diese Zustände. Nach einer solchen Enthüllung zarter Geheimnisse, wie ich sie Ihnen soeben gemacht, kann ein Weib leicht in Zorn gerathen. Daher bleibe ich gelassen, obwohl es," fuhr er mit vernichtendem Blicke die Hofdame anstarrend fort, „obwohl es doch nicht fraglich sein würde, wen von uns Beiden der König dem Verderben überlieferte, wollte ich das Gewicht meines Namens in die Wagschale werfen; Ihre unbesonnenen Worte will ich nicht gehört haben, Madame, weil sie außer mir Niemand hörte. Wehe Ihnen, hätten Sie es vor Zeugen gewagt, mir so zu begegnen! Wenn ich Schaffotte errichten will für die Beleidiger der höchsten Gewalten im Staate, dann steht mir der König nicht entgegen. Denken Sie an Montmorency, an Chalais."

Maria schauderte, sie rief sich zu, daß sie der rothen, der blutigen Eminenz gegenüberstehe, daß eine Silbe des verletzenden Wortes in die Oeffentlichkeit gebracht, sie vernichten konnte — und diese für den stolzen Cardinal so harte Scene hatte einen Zeugen gehabt. Der Cardinal ahnte nicht, daß ein menschliches Wesen in seiner und

Mariens Nähe weilte, welches von diesen Worten Zeugniß ablegen konnte.

„Entscheiden Sie sich,“ sagte Richelieu, seinen Hut ergreifend. „Sie sehen, ich komme als Freund — soll ich als Feind scheiden? Sie müssen meine Verbündete werden, denn die Zeit drängt mich — die Ereignisse wollen schnell in das rechte Geleise gelenkt werden. Sie müssen meine Anordnungen befolgen, Sie müssen die Agentin Richelieus sein.“

„Noch ein Mal bäumte sich der Stolz Maria's empor.

„Sie handeln und sprechen fast, als wäre ich schon in den Händen Ihrer Schergen, Herr Cardinal,“ sagte Maria. „Ich muß! wer kann mich zwingen? Wenn ich auch weibisch zaghaft und flehend erscheine, sobald kühne Eindringlinge die Schwelle meines Schlafzimmers überschreiten wollen, so kann ich doch handeln im schweren Augenblicke. Ich kann mich weigern, dem Befehle zu gehorchen, dem Willkür mich unterwerfen will — und ich weigere mich, Herr Cardinal.“

Richelieu blickte eine Secunde lang die Decke des Zimmers an, dann that er einen Schritt zur Thür, wendete sich wieder halb zu Maria und sagte mit fast klangloser Stimme:

„Montmorency, Chalais — es sind ganz gute Namen ganz hohe Leute gewesen, und doch — doch mußten sie das Haupt auf den Block legen — nun, wir können das ja noch mit andern versuchen.“

Maria sah ihn fragend an, sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihn zurückhalten, und rief:

„Sie werden mein Haupt fordern?"

„Nein, Madame. Aber für die Verschwörer gegen mich giebt es die härteste Strafe des Gesetzes, und wenn die Chalais und Montmorencys hoch gestanden haben, so steht der Name Henry von Hautefort nicht minder glänzend da — und der Mann, der vom Könige viertausend Livres zum Geschenk erhält, muß besonders interessant aussehen, wenn er vor seine Richter als Verschwörer gestellt wird."

„Allmächtiger Gott!" jammerte Maria. „Henry — mein Bruder?"

„Ist ein Verschwörer, Madame — einer Genosse meiner Feinde, ein Mitglied geheimer Verbindungen, welche den Zweck haben, den Cardinal Richelieu zu stürzen. Ich halte die Fäden dieses Gewebes schon in meiner Hand, ich habe meinen Fuß in die Falle gesetzt — ein Druck und sie schlägt zu. Die Vögel im Netze werden nicht lange mehr flattern — man wird ihnen den Kopf schnell genug eindrücken. Adieu, Madame."

„Bleiben Sie — bleiben Sie, Eminenz — ich bitte — ich beschwöre Sie. Was ist das für eine geheimnißvolle Andeutung? Haben Sie nur ein Mal Erbarmen!"

„Wann wollen Sie mir die Briefe Ihrer Majestät ausliefern?" fragte der Cardinal mit eisigem Tone, ohne die Hand zu bewegen.

„Ich — bin — ich kann nicht — o, mein Gott, wenn nur die Königin nicht das Opfer wäre!“

„Sie wird es nicht sein, mein Wort darauf.“

„Und wenn ich nun wirklich — — es gilt das Leben, die Freiheit meines Bruders. O — sprechen Sie, ist er in den schrecklichen Handel verwickelt? steht er auf der Liste der Verdammten? Täuschte man Sie nicht?“

„Gewiß nicht, Madame. Wenn Sie Ihren Bruder wiedersehen, dann bringen Sie geschickt und ohne Aufsehen zu machen das Gespräch auf seine Reisen zu dem Herzog von Vendôme. Beobachten Sie dann die Gesichtszüge Ihres Bruders — das wird Sie belehren. Wenn die Zeit gekommen, wenn der höllische Plan reif ist, dann werde ich meine Feinde im Netze haben — dann sollen sie büßen — Alle; aber der Bruder der Freundin des Cardinals würde durch die Maschen schlüpfen.“

Maria rang mit sich selbst. Sie faßte endlich einen Entschluß und sagte mit gebrochener Stimme:

„Wohlan! — ich weigere mich nicht länger — Sie werden mich bereit finden, Eminenz, lassen Sie mir Ihre Befehle zukommen.“

Ueber Richelieus Gesicht flog ein Lächeln des Triumphes.

„Der Lohn für Ihre Treue, Madame, wird nicht ausbleiben,“ sagte er. „Ich verspreche Ihnen die Freiheit Ihres Bruders. Wann werden Sie mir die erste wichtige Nachricht bringen?“

„Ich muß zunächst Einblick in den Gang der Unterhandlungen gewinnen," seufzte Maria. „Wenn dies gelungen ist, wenn ich wirklich wichtige Papiere in meine Hand bekommen kann — dann werde ich Euer Eminenz sofort Nachricht geben."

„Und wenn der König Sie besucht — werden Sie ihm ein Papier zustecken? ein Papier, welches ich Ihnen übergebe?"

„Ich will es," sagte Maria mit einem Seitenblick auf die Portiere des Nebenzimmers.

„Wohlan, in vierzehn Tagen werde ich Sie auf die Probe stellen. Nun leben Sie wohl! und noch eins: Sie schwören mir," sagte er, die Hand Marias erfassend, „Niemandem eine Silbe von dem zu verrathen, was in dieser Nacht zwischen uns verhandelt wurde?"

„Ich schwöre es."

„Hüten Sie sich, den Schwur zu brechen, wenn er auch — ich weiß das wohl — ein erzwungener ist. Sie geloben mir ferner, Ihren Bruder nicht zu warnen. Es würde das die Verschwörer vorsichtig, den Plan scheitern machen — und ich muß sie Alle in meiner Hand haben."

„Ich darf also nicht an Henri — —"

„Kein Wort. Die Früchte müssen reifen. Ihr Bruder wird geschützt werden."

„Wohlan — auch dieses gelobe ich," sagte Maria wieder nach der Portiere blickend. Es lag in diesem Blick viel Hoffnung, gewiß war dort Jemand verborgen, Henri konnte

gewarnt werden, ohne daß sie ihr fürchterliches Gelöbniß brechen mußte.

„Meine schöne Dame," sagte Richelieu, die Hand Marias küssend, „ich beurlaube mich. Wir sind Verbündete. Sie werden Ursache haben, mit mir zufrieden zu sein. Bois-Robert kann den Boten zwischen uns machen. Arbeiten Sie in unserm Interesse und," seine Stirne zog sich in drohende Falten zusammen, „hüten Sie sich, einem menschlichen Wesen mitzutheilen: daß der Cardinal Richelieu heute Nacht in diesem Zimmer war und welche Unterredung er mit Ihnen hatte. Sie haben zu wählen zwischen einem herrlichen Landsitze an den Ufern der Rhone und dem Cachot eines Staatsgefängnisses. Gedenken Sie an Henri von Hautefort!"

Er grüßte noch einmal und verließ das Zimmer. — Maria stand wie angewurzelt. Sie wagte nicht, hinter sich zu blicken, sie vermochte auch eben so wenig dem Cardinal zu folgen, der mit Bois-Robert seinen Heimweg antrat. In dem anstoßenden Zimmer blieb es still — sollte alles ein Traumbild, ein Erzeugniß der erregten Phantasie gewesen sein? Maria horchte auf die sich entfernenden Schritte der beiden Männer, jetzt ward die Hausthür geöffnet — eine tiefe lange Pause — sie wendete sich um, ein lauter Schrei entwand sich ihrer geängstigten Brust, denn in demselben Augenblicke wurden die Vorhänge des Schlafzimmers geöffnet und Saint-Preuil trat hervor.

Der Capitain war bleich wie eine Leiche. Er ging langsam bis zu dem Tische, auf welchem der Wein und die Teller standen, ergriff die beiden noch halbgefüllten Gläser, aus denen der Cardinal und Maria getrunken hatten und schleuderte sie in den Kamin.

„Es sind verfluchte Gefäße," sagte er, „sie haben gedient, als auf den abscheulichen Pakt getrunken wurde."

„Franz," flüsterte Maria. „Was wollen Sie thun?"

„Ich will Ihnen auf ewig Lebewohl sagen, Madame."

„O — strafen Sie mich nicht so hart — Sie waren Zeuge der schrecklichen Scene, der Qualen, die ich geduldet — bewahren Sie ewiges Schweigen, das ist, was ich erflehe — weiter —"

„Weiter können Sie nichts erbitten?" Er fuhr wüthend in die Höhe. „Darum wurde mir ein Sündenregister vorgehalten, darum mußte ich entfernt werden? — bleiben Sie, Madame — werden Sie die Agentin dieses Teufels im heiligen Kleide und stehlen Sie die Geheimnisse Ihrer Gebieterin, wie Sie es versuchen das Herz des Königs zu stehlen."

„Sie sind fürchterlich, Franz. Ich schwöre Ihnen, daß der König nie gewagt hat, eine Zumuthung, einen Blick, ein Wort — —"

„Ich glaube Ihnen nicht mehr. Sie täuschten mich, Sie schwiegen, Sie spielten die warnende Freundin, die sorgliche Geliebte, um mich auf einige Zeit aus diesem Zimmer verbannen zu können, damit Ihnen die Gelegen-

heit würde, den schimpflichen Pakt mit dem Cardinal zu schließen."

„Wenn Sie Zeuge dieser Unterredung waren, dann müssen Sie gehört haben, um was es sich handelte. Sie müssen wissen, um welchen Preis ich dem Cardinal meine Hilfe versprach, es gilt die Freiheit, das Leben meines Bruders."

„Ihr Bruder ist ein Edelmann — fragen Sie ihn, ob er seinen Kopf dadurch retten möchte, daß seine Schwester zur Verrätherin werde."

„Wer sagt Ihnen, daß ich dem Cardinal die Geheimnisse des gefährlichen Briefwechsels verrathen will? ich werde Mittel finden, ihn zu täuschen, die Königin zu warnen — — —"

„Sie brechen dann zwei Gelübde zu gleicher Zeit."

„Franz, Sie vernichten mich — reichen Sie mir die Hand."

„Zum Abschiede noch ein Mal — ja."

„Zum Zeichen, daß Sie mir wieder gehören wollen?"

„Nein, Madame. Saint-Preuil hat das Anrecht auf Sie verloren, ein Mal, weil er leichtsinnig genug die Ihnen gelobte Treue brach, dann aber, weil die Pflicht mir verbietet, noch ferner Ansprüche auf das Herz einer Dame zu machen, welche mein König und Herr mit seiner Neigung beehrte," entgegnete Saint-Preuil, einen Schritt zurücktretend.

„Bleiben Sie — bleiben Sie," rief Maria außer sich. „Sie sollen aus dem Munde des Königs meine Rechtfer-

tigung hören. Haben Sie nicht den Muth, dem Monarchen zu sagen: Sire, stehen Sie zurück, wenn Sie wirklich eine Neigung für Maria von Hautefort hegen — dieses Herz gehört mir."

„Ich könnte das nicht sagen, denn Sie begünstigen des Königs Neigung für Ihre Person, sonst würden Sie ihn zurückgewiesen haben."

„Und wenn ich nun mit Wissen der Königin also handelte, wenn sie selbst es gern sähe, daß der König, dem die Gattin durch des Cardinals Ränke entfremdet wurde, eine Freundin finde, die im Interesse der Gebieterin wirken kann?"

„Ausflüchte!"

„Herr von Saint-Preuil, dann habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen," entschied Maria kalt. „Dann haben wir uns zum letzten Male gesprochen."

„Zum letzten Male," rief Saint-Preuil leidenschaftlich. „Es sei."

„Sie gehen mit schwerer Bürde von hier fort, Herr von Saint-Preuil — Sie tragen die Ehre — das Leben — die Freiheit von Menschen mit sich, seitdem Sie die Unterredung belauschten — wahren Sie Ihre Zunge."

„Ich werde wissen, was ich zu thun habe. Auf mein Haupt die Verantwortung."

„Auch Ihr Haupt kann fallen — fliehen Sie die Frauen."

„Ich folge Ihrem Rathe, Madame, indem ich mich von Ihnen verabschiede.“

Er eilte aus dem Zimmer. Als er die Vorhänge des Schlafgemaches hinter sich zufallen ließ, sank Maria ohnmächtig auf den Teppich nieder. Saint-Preuil stürmte durch den Garten bis an die Mauerpforte, öffnete sie, schlüpfte hinaus und schloß die kleine Thür wieder.

„Lebe wohl,“ rief er noch einmal und warf den Schlüssel über die Parkmauer, dann entfernte er sich schnell in der Richtung der Straße Tournelles.

## IV.

## Gesellschaft im Hotel Rambouillet.

In der Straße Saint-Thomas du Louvre lag das berühmte Hotel Rambouillet. Es war nach dem Plane der Frau von Rambouillet, der Tochter Jeans de Vivonne, Marquis von Pisani, auf der Stelle erbaut worden, wo ehemals das alte Hotel gestanden hat. Frau von Rambouillet gehörte zur Schaar der geistvollen, witzigen, gelehrten und originellen Damen, an denen Frankreich in den Zeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bis gegen die Epoche der Regentschaft, so reich gewesen ist. Frau von Rambouillet war geschickt in allen Dingen. Sie malte, dichtete, componirte, entwarf Baupläne und Gartenanlagen. Es war deshalb der sehnsüchtigste Wunsch eines Jeden, der auf den Namen eines Schöngeistes Anspruch machte, in die Kreise aufgenommen zu werden, welche die berühmte Frau von Rambouillet um sich in ihrem Hotel versammelte. Daß hier, wo alle geistvollen und witzigen Köpfe der Hauptstadt verkehrten, die Ereignisse des Tages nicht nur, sondern auch die wichtigen politischen Vorgänge — und zwar

häufig nicht in schonender Weise besprochen wurden — konnte sich Jedermann leicht sagen, der nur die Namen der Besucher hörte: Tallemand de Reaux, Rabelais, Corneille, die Sévigné, die Lafayette, die Scudery, Desbarreaux, de Gondi, de Abbé, Arnault, Rotrou, die witzigen Cavaliere Monfort und Entraigues und viele Andere. Außerdem versammelte Frau von Rambouillet gerne noch junge Leute beiderlei Geschlechtes um sich, wodurch die Gesellschaften immer eine gewisse Frische behielten und jeder Anstrich von hausbackener Gelehrsamkeit oder steifem, pedantischem Wesen entfernt wurde.

Da der Herr Cardinal die Gesellschaften der Frau von Rambouillet nicht besuchen konnte, auch außerdem keine Einladung dazu erhielt, war es ihm sehr wichtig, die Unterhaltungen kennen zu lernen, welche im Kreise aller der erleuchteten Köpfe geführt wurden. Er hatte — wie wir bereits aus seinen Aeußerungen gegen Maria von Hautefort, die auch zu den Besuchenden des Hotel Rambouillet gehörte, erfahren haben — Kunde von boshaften Anspielungen erhalten, die ohne Zweifel seine Person, mindestens seine Regierungsweise betrafen, und von diesem Augenblicke an beschäftigte er sich höchst angelegentlich mit den Persönlichkeiten, welche im Hotel Rambouillet verkehrten und mit dem Inhalt der Gespräche, welche von ihnen geführt wurden. Da Bois-Robert sich eine Art von literarischem Namen erworben hatte, ward es ihm nicht schwer, Eintritt in das Hotel Rambouillet zu erhalten. Er wurde durch

Conrard eingeführt, der für eine Dichtergröße galt. Man wußte, daß der Cardinal überall seine Spione hatte, und kannte sehr wohl die intimen Beziehungen Bois-Roberts zu dem mächtigen Gebieter. Allein es war schwer, Herrn Bois-Robert abzuweisen, ohne den Cardinal geradehin zu beleidigen; da man aber im Hotel Rambouillet wußte, welche gefährliche Person Herr Bois-Robert in gewissem Sinne war, hütete man sich wohl, in seiner Gegenwart der Zunge allzufreien Lauf zu lassen, sondern beschränkte in solchen Fällen lieber die Unterhaltung, die sich dann nur um gewöhnliche Dinge drehte. Bois-Robert war pfiffig genug, zu merken, daß man sich Zwang anthat und eine Maske vornahm. Er hatte außerdem noch durch boshafte Anspielungen zu leiden, welche seine Person trafen, so daß seine Besuche im Hotel ziemlich selten wurden. Indessen war er doch, wie gezeigt wurde, als Gast der Frau von Rambouillet dem Herrn Cardinal nützlich, da er ähnliche Missionen, wie die Vermittelung des Besuches bei Maria von Hautefort, unternahm und glücklich durchführte. Er hatte auch den Dichter Chapelain bewogen, eine Ode auf Richelieu zu verfassen, und dieses Gedicht, ungeachtet des Nasenrümpfens der Gäste des Hotel Rambouillet, daselbst vorzutragen, was Chapelain eine Rente von sechshundert Livres einbrachte. Allmählich war Bois-Robert aber durch den beißenden Spott einiger Hauptbesucher des Hotels in eine sehr gedrückte Stellung gerathen, so daß er nur selten einige Worte mitsprach und sich zum Jubel vieler Spötter

häufig voll Aerger in die Küche des Hauses begab, woselbst er mit der dicken und rohen Köchin, die Frau von Rambouillet aber ihrer Geschicklichkeit wegen sehr hoch hielt, Unterhaltungen anknüpfte, sich von ihr die Kochtöpfe aufdecken und die Art der Bereitung verschiedener Speisen erklären ließ.

Wenn Bois-Robert nach solchen Lehrstündchen wieder in den Salon trat, so war gewöhnlich die erste an ihn gerichtete Frage: „Was giebt es heut Abend zu essen? wie theuer sind die Trüffeln? wie viel Loth Gewürz nimmt Zirphea zur zweiten Schüssel?“ und so weiter. Zirphea war der Beiname, den die spottsüchtigen Gäste des Hotel Rambouillet der dicken Matelotte, der Köchin, gegeben hatten. Eigentlich betitelte sich so eine Ode Chapelains. Aber nachdem Chapelain durch seine Gratification für das Gedicht auf Richelieu bei dem Areopag des Hotels in Ungnade gefallen war, ertheilte man den Titelnamen eines seiner Meisterwerke der Köchin, was immerhin nicht das Schlimmste war, denn Matelotte-Zirphea stand, wie gesagt, in großem Ansehen bei Frau von Rambouillet und deshalb auch bei deren Gästen, nicht nur aber durch ihre Kochkunst, sondern auch durch die Treue und Anhänglichkeit, welche Frau von Rambouillet sehr zu rühmen wußte. Zirphea hatte das Amt und den Vorzug, ihre lukullischen Werke selbst in den Speisesaal geleiten zu dürfen. Einige Zeit, bevor die Gesellschaft zur Tafel ging, erschien die Köchin, den Dienern, welche die Speisen trugen, voranschreitend, im

Saale und richtete das Essen an. Sie wurde dann in freundlichster Weise begrüßt, geneckt, man blieb heiter, wenn sie eine derbe Erwiderung vorbrachte und that sich überhaupt gar keinen Zwang in ihrer Gegenwart an. Seit Bois-Robert so häufig die Küchenräume besuchte, wurde Matelotte jedesmal mit einer feierlichen Begrüßung empfangen. Als Bois-Robert endlich das Hotel seltener besuchte, widmete man der verlassenen Zirphea eine scherzhafte, von Godeau gedichtete Ode; die Herrschaft der Köchin im Saale und beim Anrichten des Essens blieb aber nach wie vor dieselbe, ja, — sie schien noch zu wachsen, denn Matelotte verweilte sogar länger als ehemals unter den Gästen und überwachte die Dienerschaft zum großen Verdrusse des Haushofmeisters.

---

Einer der heitersten Maiabende war über Paris heraufgezogen. Die Lüfte brachten den balsamischen Duft aus dem Garten in die Zimmer des Hotel Rambouillet und fächelten die Wangen der Gäste, die sich in dem reizend ausgeschmückten Salon der Frau von Rambouillet versammelt hatten. Dieser Salon hatte sich bereits eine Popularität erworben. Er wurde in ganz Paris „das blaue Zimmer" genannt. Frau von Rambouillet hatte nämlich auch bezüglich der Zimmereinrichtungen eine Umwälzung herbeigeführt. Sie unternahm es, die Wände ihres Salons mit Seidenstoffen polstern zu lassen, und zwar ward das besagte Gemach mit blauer Seide ausgeschlagen, in derselben

Farbe und mit demselben Stoffe prangten die goldgeschnitzten Stühle und Canapés.

An jenem schönen Abende saß Frau von Rambouillet auf einem erhöheten Sitze im blauen Zimmer. Rings um sie her die Damen und Herren ihrer Gesellschaft, theils in Gruppen zusammenstehend, theils auf den Tabourets sitzend oder behaglich in die breiten Fauteuils gestreckt. Die Unterhaltung war sehr angeregt und anregend, denn so eben hatte Voiture ein ziemlich langes Gedicht vorgetragen, welches eine für die Familie Rambouillet zwar traurige, aber nichts desto weniger ehrenvolle Episode verherrlichte. Ein Sohn der Frau von Rambouillet war in der Schlacht bei Nördlingen geblieben. Er hatte sehr tapfer gefochten und als der Marschall von Grammont, dessen Flügel zuerst geworfen wurde, flüchtend ihm zurief: „Komm hieher, Pisani!" schüttelte der Marquis den Kopf und sagte: „Ich danke, Chevalier, ich mag nicht in so schlechter Gesellschaft davonlaufen." Er warf sein Pferd nach der entgegengesetzten Seite herum, fiel einer Abtheilung Kroaten in die Hände und ward in Stücke zerhauen. Diesen tragischen Vorfall hatte Voiture durch ein Gedicht verherrlicht.

„Es ist ganz trefflich gelungen," rief Frau von Rambouillet. „Ich mag ein wenig Partei sein, weil es meinen braven Sohn betrifft — aber ich bin entzückt davon."

Die Damen Montausier, Hyeres, Saint-Evremont und Pisani fielen im Chor bejahend ein. Diese vier genannten Damen waren die Töchter der Frau von Rambouillet.

„Ja," sagte Arnauld. „Es ist mir auch als ein gutes Machwerk erschienen, nur finde ich, daß unser Freund Voiture sich zu lange bei den Details der Schlacht aufgehalten hat. Es sieht zuweilen so aus, als wollte er uns ein Verzeichniß der Regimenter und Schwadronen, in Verse gebracht, geben."

Alles lachte, nur Voiture schien zu schmollen, obwohl er ebenfalls sein Gesicht zu einem Lächeln verzog.

„Ich muß den Dichter in Schutz nehmen," rief ein junger Offizier, dessen lebhaftes Auge und trotzig aufgeworfene Lippe den ihm innewohnenden Geist und den an Vermessenheit streifenden Muth verriethen. „Ein Dichter," fuhr der junge Mann fort, „hat das Recht so gut wie ein Maler, jede noch so schwierige und scheinbar kleinliche Sache auszuführen, darzustellen mit dem feinsten Pinsel, mit dem schärfsten Worte seiner gespitzten Feder. Ich habe mich erfreut an diesen Zeichnungen Voitures, denn ich war Zeuge der unglücklichen Schlacht, und im ersten Treffen von Gramonts Flügel stand ich — als das Gemetzel begann — ich kann darüber urtheilen."

„Ich stimme Ihnen bei, lieber Mance," fiel lebhaft ein anderer junger Offizier ein. „Das Getümmel des Gefechtes ist ein herrlicher Vorwurf für den Dichter, eine Fülle von Bildern entrollen sich vor ihm, es ist ihm gar nicht zu verdenken, wenn er sich hinreißen läßt und mit besonderer Vorliebe bei so großartigen Effecten verweilt. Wie bedaure ich, daß wir nicht bestimmt sind, dieses Mal an dem Feldzug Theil nehmen zu dürfen, der in den nächsten

Wochen beginnen soll. Ich würde mit Freuden der erste im Gefecht sein, ich würde die Hälfte meines Einkommens geben, wenn ich wieder in den Kampf gehen könnte."

„St! mein lieber Hautefort," sagte Herr von Montausier lachend. „Seien Sie nicht gar zu freigebig, Sie werden sicherlich dieses Vergnügen billiger erhalten, denn die Zeiten sehen so ernst aus, daß man sämmtliche junge Herren aus der Hauptstadt bald genug ins Feld rufen wird."

„Es wäre unser sehnlichster Wunsch," rief Mance, „also wollen wir uns einstweilen an Herrn Voitures Dichtung erlaben."

„Und wir werden uns die Zeit damit vertreiben, bis zu Ihrem Abgange Feldbinden, einige Zeichen für Ihre Hüte zu sticken," sagte Mademoiselle de Paulet, eine alte Jungfer, die aber eine sehr merkwürdige historische Person war, denn sie war es, welche der große König Heinrich IV. besuchen wollte, als er, auf dem Wege zu ihr, in der Straße Feronnerie ermordet wurde.

„Ah! —" lachte Frau von Rambouillet, „das sind mir die ritterlichen Gelüste, die aus der guten alten Zeit stammen. Heutzutage ist es anders, meine Damen. Sie brauchen sich nicht mehr um Feldbinden und Hutzeichen anzustrengen. Heutzutage ist das Beste und Gesuchteste vielleicht eine kleine Falkenkappe oder eine Schnur für ein Jagdhorn. Darum werden sich die Leute reißen, denn es ist sicher der Weg zur Würde und zum guten Amte, wenn man sich recht für Falken, Hunde und Jagdknechte interessirt."

Diese Bemerkung der Frau von Rambouillet verursachte eine ziemlich bedeutende Pause in der Unterhaltung, denn die scharfen Worte gingen auf den König Ludwig XIII., der ein Gegenstand des größten Hasses der Frau von Rambouillet war.

„Wir können uns gratuliren," sagte nach einiger Zeit der dreiste Montausier, „daß wir besseren Liebhabereien nachhängen, Madame."

„Gewiß," rief Godeau, „das Departement der Falken und Hundeknechte gehört den Leuten, welche nur nothdürftig einen Brief schreiben können."

„Oder die sich im Ballspielsaale die Zeit vertreiben mit dem Hin- und Herwerfen von Federbällen," ergänzte Desbarreaux.

„Das ist eine ritterliche Beschäftigung," erwiderte Mance, ein wenig pikirt. „Es gehören Kraft und Grazie dazu. Diese Eigenschaften besitzt nicht Jeder; sie sind vielleicht eben so selten vereint bei einander zu finden, als Verstand und Versemachen."

„Einiger Verstand gehört denn doch immer zum Versemachen — mindestens mehr als zum Ballschlagen," rief Voiture. „Ich wette darauf, daß ich doch eher einen Ball in die Flugbahn treiben könnte, als Herr von Brezé zum Beispiel eine kleine Ode auf irgend ein gestorbenes Windspiel oder ein Bouquet Veilchen herzustellen vermöchte."

„Weshalb wählen Sie gerade Herrn von Brezé zum Gegenstande Ihrer kleinen Bosheit?" sagte Mance.

„Weil Herr von Brezé der Hauptkunde des Herrn Monnier im Spielhause zur Weltkugel ist und daselbst sich eine vollständige Herrschaft usurpirt hat. Herr von Brezé der Jüngere ist das Prototyp eines Ballspielers, das heißt: eines noblen Müßiggängers. Wenn ich ihn nenne, so verstehe ich darunter eine ganze Gattung.

„Die Spieler murren alle über die Anmaßung des Herrn von Brezé," sagte Fräulein Montausier. „Es soll ganz willkürlich zugehen, wenn der junge Herzog dort spielt."

„Er dürfte sich in der nächsten Zeit vorsehen," berichtete Entraigues, „denn vor wenig Tagen hat er eine heilsame Lection für seinen Hochmuth erhalten."

„Was war es denn? bitte, erzählen Sie! ich weiß von nichts," riefen die Gäste, neugierig zusammenrückend.

„Man sieht, daß die Damen in ganz besonderer Luft leben, daß sie selten in die große Welt kommen, wenn irgend ein Gegenstand von Wichtigkeit ihr geistiges Interesse in Anspruch nimmt, sonst müßten sie doch die große Neuigkeit wissen."

„Wir kennen sie," betheuerten mehrere Herren.

„Aber wir hörten nichts davon," wendeten Andere ein.

„Gut denn. Für diejenigen, welche nichts von der Neuigkeit wissen, berichte ich, daß Herr von Brezé, der die Dreistigkeit hatte, die Spielbahn allein für sich in Beschlag nehmen zu wollen, von einem der bedeutendsten Krieger Frankreichs zurechtgewiesen wurde. Später machten beide Spieler eine Partie — eine Art von Turnier, welches mit

der vollständigen Niederlage des Herrn von Brezé endete, und zwar ward diese Niederlage für den Herzog eine sehr demüthigende, denn der Ball seines Gegners warf ihn mit blutiger Nase in den Sand der Spielbahn."

„Und das Ende des Ballturniers?"

„Herr von Brezé wollte wie gewöhnlich Scandal anfangen, er bemängelte zunächst die Person des ihm unbekannten Gegners, der jedoch kein anderer war, als unser berühmter Capitain, Herr von Saint-Preuil."

„Saint-Preuil?" riefen mehrere der Anwesenden mit freudigem Staunen.

„Saint-Preuil," sagte Mance, die Stirn in Falten ziehend. „Ich habe alle Hochachtung vor diesem Namen, aber ich wünschte, daß Brezé sich noch ein Mal mit dem Capitain gemessen hätte. Herr von Saint-Preuil ist mindestens ebenso anmaßend wie der junge Herzog, und seine Tapferkeit giebt ihm — so meint er — das Recht, einem Jeden wie zur Ausforderung gegenübertreten zu können."

„Ich muß ergänzen," sagte Entraigues, „daß Herr von Brezé auch Lust hatte, seine Klinge mit Saint-Preuils Degen zu kreuzen. Aber der Vater, der alte Herzog, kam ihm zuvor. Es erschien ihm vortheilhafter, Herrn von Saint-Preuil bei dem Cardinal zu verklagen."

„Das ist unritterlich," eiferte Mance. „Um so mehr, als Saint-Preuil dadurch in große persönliche Gefahr kommen kann, denn der Herzog von Brezé ist ein Verwandter des Herrn Cardinals."

„Sie irren sich, Herr von Mance," sagte Entraigues. „Der Cardinal hat gar keine besondere Notiz von dem Spectakel genommen, sondern nach einigen Zornesreden über die Beschimpfung des Brezéschen Namens Herrn von Saint-Preuil dadurch bestraft, daß er ihn zum Gouverneur von Dourlens ernannte."

„Bravo! bravo!" riefen die Damen.

Mance wollte soeben antworten, als er durch den Eintritt eines Gastes unterbrochen wurde. Dieser Gast war das Hoffräulein Maria von Hautefort. Die Damen umringten den willkommenen Besuch und überschütteten Maria mit so vielen Complimenten, daß Niemand ihre Unruhe bemerken konnte, die sich durch fortwährendes Suchen mit den Augen nach einem Gegenstande äußerte, der Niemand anders als Henri von Hautefort, ihr Bruder, war. Der junge Baron ward endlich zu seiner Schwester gelassen; so dicht hatte sich der Kreis von Begrüßenden um die Hofdame gezogen, daß Henri nur mühsam die Schwester bei der Hand zu fassen vermochte, indem er scherzend rief:

„Aber, meine Herren — meine Damen, Sie erdrücken mir meine reizende Schwester beinahe."

Maria preßte heftig die Hand des Bruders, sie schien ihn gewaltsam aufhalten zu wollen, denn ohne seine Hand fahren zu lassen, ging sie mit ihm zum Sitze der Frau von Rambouillet, um die gefeierte Wirthin zu begrüßen.

„Willkommen, mein Engel," rief ihr die Dame entgegen, „Sie haben sich schon seit einiger Zeit nicht mehr

bei uns sehen lassen. Wie geht es in Ihrem goldenen Käfig? wie sieht es im Louvre aus?

„Die Vögel singen nicht besonders lustig, gnädige Frau," sagte Maria; „sie fürchten den Falkenbeizer."

„Ah — hören Sie, meine Herrschaften?" rief Frau von Rambouillet leichtsinnig genug. „Maria spielt auch auf das rohe Handwerk des Jägers an — ich weiß wohl, wer mit dem Falkenbeizer gemeint ist."

„Sie trauen mir viel Bosheit und Unehrerbietigkeit zu," erwiederte Maria verlegen. „Ich kenne Ihre Antipathien, daher meine Verwunderung."

„Eh — ich meine den König Ludwig," rief Frau von Rambouillet dreist. „Er und sein rother Dämon, sie scheuchen alle Lust von der Erde fort. Dazu die dreisten Gesellen, die des Cardinals Leibgarde bilden."

„Fräulein von Hautefort wird sicherlich Näheres über den Vorfall im Ballspielhause wissen," bemerkte Fräulein von Montausier, neugierige Blicke schießend.

„Ich hörte nur Erzählungen — Gerüchte aller Art."

„Sollte Ihnen nicht Herr von Saint-Preuil einige nähere Details mitgetheilt haben?" sagte Entraigues.

„Herr vou Saint-Preuil mir?"

Maria's Unruhe steigerte sich.

„Je nun — wir sind unter lauter Freunden," lachte Montausier. „Wir haben Sie Schönste hier oft genug beglückwünscht — es ist kein Geheimniß, daß Herr von Saint-Preuil, dieser eisenfeste Charakter, dieser glückliche

Sieger im Gefechte und bei den Damen, von Ihrer reizenden Hand gefesselt wurde, Ihrem Blick gehorcht — sollte der Anbeter unserer schönen Freundin ihr nicht einige Details über sein Abenteuer mit Herrn von Brezé berichtet haben?"

„Aber, lieber Montausier, Sie quälen meine Schwester," sagte Hautefort, ein wenig verstimmt.

„Herr von Montausier," begann Maria mit ernstem Tone, „Sie sind stets ein so galanter und gefälliger Cavalier gewesen, daß ich gewiß nicht fürchten darf, eine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie dringend ersuche, nicht mehr von Herrn von Saint-Preuil zu sprechen."

Die ganze Unterhaltung schwieg plötzlich. Man fühlte, daß Maria von Hautefort eine bittere Stunde durchlebt hatte, denn als sie jene Worte an Montausier richtete, verzog sich ihr schönes Gesicht zu einem Lächeln der Wehmuth und Trauer; sie athmete tief auf und begann sofort eine Unterhaltung mit Fräulein Paulet. Montausier aber versuchte, als tactvoller Mann des Salons, keine Entschuldigung, sondern begann ebenfalls eine neue Conversation mit seinen ihm zunächststehenden Freunden. Frau von Rambouillet dagegen blickte verstohlen zornig auf Maria und flüsterte der Tochter in's Ohr: „Es ist richtig — sie hat ihm den Laufpaß gegeben, weil sie die Bewerbungen des Langweiligen begünstigt."

Unter dem Langweiligen verstand Frau von Rambouillet den König Ludwig XIII.

Einen ganz anderen als nur flüchtigen Eindruck hatten das Wesen der schönen Schwester, ihre Worte, ihr wehmüthiges Lächeln auf Henri von Hautefort gemacht. Er ballte verstohlen die Faust und biß seine Lippen auf einander, dann beugte er sich über die Lehne von Maria's Sessel und flüsterte ihr mit heftig hervorgestoßenen Tönen in's Ohr:

„Um Gottes willen, was ist vorgefallen? hat er Dich beleidigt? soll ich ihn zur Rechenschaft ziehen?“

„Schweig — ich beschwöre Dich,“ flüsterte Maria. „Ich werde Dir nachher Alles mittheilen.“

Henri zog sich zurück.

„Gewiß ist dieser Saint-Preuil gegen Ihre schöne Schwester, deren Gunst er sich erfreute, mit seiner gewöhnlichen Brutalität aufgetreten,“ sagte Mance leise zu Henri.

„Das hoffe ich nicht, denn es gäbe sonst ein Unglück!“ entgegnete Henri. „Ich würde fallen oder er. Saint-Preuil ist ein wackerer Mann.“

„Sie hegen eine hohe Meinung von ihm. Täuschen Sie sich nicht!“

Unterdessen hatte die Gesellschaft sich von den Sitzen erhoben, war in Gruppen zusammengetreten, und einige der Anwesenden schlenderten in die nächstgelegenen Zimmer, deren Kostbarkeiten aus dem Reiche der Kunst Stoff genug zu Betrachtungen und zur Bewunderung gaben. Diesen Moment hatte Maria erwartet, um ihrem Bruder verstohlen einen Wink zu geben. Sie erhob sich schnell, richtete an die nächstsitzenden Damen noch einige Worte und ging sodann

in das Nebenzimmer; hier fand sie bereits einige Herren in lebhafter Unterhaltung, sie eilte deshalb weiter und gelangte in den Speisesaal, woselbst die Dienerschaft unter Führung der dicken Matelotte-Zirphea den Tisch deckte.

Sie blickte um sich, Henri folgte ihr. Maria erwählte die Nische eines der hohen, bis auf den Fußboden reichenden Fenster, um hier, während des Lärmens der Diener, einige Worte mit dem Bruder zu wechseln.

„Geliebte Schwester," sagte Henri, hastig zu ihr tretend, „ich bin in fürchterlicher Unruhe. Was kann geschehen sein? Dein ernstes Wort, die thränenfeuchten Augen verrathen, daß Dir etwas Außerordentliches begegnet sein muß. Saint-Preuil hat es doch nicht gewagt — —"

„O — nicht doch, Henri. Eben deswegen wollte ich Dich sprechen. Ich sendete schon zwei Mal nach Dir — man fand Dich nicht in Deiner Wohnung. Ich handelte vorhin unklug — ich hätte sollen schweigend die Späße Montausiers hinnehmen, aber nein — mein Herz war zu voll, ich muß bitten, den Namen nicht mehr zu nennen."

„Das wird ernsthaft!" rief Henri. „Das sieht so aus, als wenn eine Beleidigung —"

„Nein — sicher nicht. Mit kurzen Worten, Saint-Preuil und ich, wir sind wohl auf immer geschieden."

„Ah — dieser Capitain ist ein Wortbrüchiger."

„Ich selbst, Henri, ich löste dieses Band. Herr von Saint-Preuil ist ein Mann, der nicht genug Triumphe feiern kann. Sein Ehrgeiz, sein Stolz wollen auf jedem

Felde Nahrung suchen. Ein Mann, der das Haus der Marion de Lorme besucht, kann keine Verbindung mehr mit Maria von Hautefort haben. Ich hielt dem Capitain seinen Leichtsinn vor, ich erinnerte ihn an seine Schwüre, ich konnte nicht ruhig bleiben, er gerieth in Zorn — und so ist er von mir gegangen. Ich habe ihn wirklich geliebt."

„Und weiter ist nichts geschehen? Saint-Preuil hat es nicht gewagt, Dir unehrerbietig zu begegnen?"

„Wie sollte er das wagen?"

„Sein Dünkel ist gewaltig — freilich ebenso groß als seine Tapferkeit."

„Er schied von mir, um am folgenden Tage in's Feld zu ziehen, oder sein Gouverneur-Amt in Dourlens anzutreten."

„Wann geschah dies Alles?"

„Es sind drei Tage her. Am Montag Vormittag habe ich ihn zum letzten Male gesehen."

Maria hielt ihren breiten spanischen Fächer vor das geröthete Antlitz. Die Gluth stieg ihr in die Wangen — sie schämte sich der Lüge, aber die Gefahr fesselte ihre Zunge.

„Armes Kind," sagte Henri, die Hand der Schwester küssend. „Es war ein Traum, diese Neigung zu dem Capitain. Er ist noch hier — er kehrt vielleicht zurück."

„Niemals."

„Hast Du aber auch Gewißheit, daß Saint-Preuil jenes Haus besucht? Sieh — die „schwarze, dämonische Marion",

wie wir sie nennen, ist eine gefeierte Schönheit des Tages. Wir jungen Leute sind entzückt von ihrem Reize, von dem Zauber gefesselt, den sie ausübt. Wenn sie die Karten mischt, wenn sie lächelt, wenn sie uns beim prächtigen Mahle aus funkelndem Glase zutrinkt, wenn sie Theorbe spielt oder wenn sie zürnt — immer ist Marion ein herrliches Weib. Ich besuche ihre Gesellschaften — ich leugne es nicht, aber noch nie sah ich Saint-Preuil dort. Nur seine Widersacher, die Meillerayes, die Brezés und Desnoyers verkehren dort."

„Ich habe mich nicht getäuscht. Saint-Preuil ist ein Verehrer der Marion."

„So vergiß ihn, Du gehst einer herrlichen, großen Zukunft entgegen," sagte Henri bedeutungsvoll und mit großem Nachdruck. „Du wirst eine Stelle in der Nähe der Königin haben, um die Dich ein Jeder beneidet, wenn nur erst der Stein aus dem Wege geräumt ist, der uns Allen den freien Durchzug durch den engen Paß zum Gipfel — zur königlichen Gunst versperrt. Er wird gesprengt werden, dieser harte Fels. Schon arbeiten die rüstigsten Steinmetze daran, ihn zu zerbröckeln."

Maria begann zu zittern, sie ergriff den Fächer und knitterte ihn heftig zusammen, sie betrachtete das schöne Gesicht ihres Bruders mit ängstlicher Sorgfalt, als wollte sie durch seine Augen bis zu dem Sitze der Gedanken dringen mit ihren Blicken, um dort zu lesen, welch einem gefährlichen Unternehmen Henri seine Hilfe lieh. Sie zweifelte

keinen Augenblick daran, daß es die vom Cardinal angedeutete Verschwörung sei, zu deren Mitgliedern Henri gehörte. Sie wollte Gewißheit haben.

„Mein Bruder," sagte sie ruhig, einen möglichst gleichgültigen Ton anschlagend. „Die jungen Männer sind sich doch Alle gleich. Ihr taumelt von der Jagd zum Spiel, vom Spiel zu den galanten Schönheiten der Hauptstadt, und wenn ihr das Alles genossen habt, wenn die Langeweile eintritt, die ja immer nach dem Rausche folgt, dann greift ihr zu absonderlichen Dingen. In diese Kategorie gehört auch sicherlich die mystische Felszerbröckelung, von welcher Du mir sprachst. Geh, geh, lieber Henri — Du bist vielleicht bald an der Spitze Deiner Reiter, der Krieg bricht aus — das wird Dich zerstreuen, oder mache eine kleine Reise — eine solche, wie Du im vergangenen Herbst und in diesem Jahre schon einige unternahmst."

„Welche Reise?" sagte Henri mit sichtlicher Unruhe.

„Ei nun, ich hörte, Du seiest ein besonderer Freund der schönen Wälder von Chateau d'Anet und der herrlichen Besitzung des Herzogs von Vendôme. Zu ihm sollst Du oft reisen."

Henri erbleichte und trat einen Schritt zurück. Dann ergriff er die Hand Maria's.

„Woher weißt Du das?" fragte er. „Wer sagte Dir von meiner Reise zu Vendôme?"

„Kein Zweifel — der Cardinal hat sich nicht getäuscht

— er ist mit im Complot," diese Gedanken Maria's schien Henri in ihren verstörten Blicken zu lesen.

„Du ahnst etwas — nein, Du hast irgendwoher Kenntniß von einem Unternehmen."

„Welch Unternehmen? welche Kenntniß soll ich haben? Henri, Deine nächtlichen Gelage, das geräuschvolle Leben, welches Ihr Cavaliere dieses Hofes führt, haben Deine Nerven so reizbar gemacht, daß Du überall Gespenster zu sehen vermeinst. Die Reisen zu Vendôme sind doch etwas ganz Harmloses, Alltägliches. Weshalb soll ein junger Mann nicht seine Freunde auf dem Lande besuchen? Ich hörte es — richtig — ja, jetzt fällt es mir ein, Herr von Chavigny sprach vor einiger Zeit davon."

„Chavigny? der Secretair des Cardinals?"

„Derselbe."

„Gut denn — hm! Ich weiß, daß nichts gegen die Reisen zu sagen ist, die ein junger Mann unternimmt. Es verdroß mich nur, daß jeder Schritt, den man thut, belauert, bekannt wird."

„Ei — so laß die Leute doch sprechen — und wenn Du nicht willst, daß dies geschehe, so sei recht vorsichtig — hörst Du?"

Sie sprach diese Worte mit so scharfer Betonung, daß Henri noch weitere Fragen stellen wollte, aber eine Gestalt, die sich plötzlich vor der Nische des Fensters zeigte, verhinderte ihn daran. Diese Gestalt war nun freilich nicht geeignet Besorgnisse einzuflößen, denn es war Zirphea-Mate-

lotte, die dicke Köchin des Hotel Rambouillet — sonst hätte jede andere Maria in nicht geringe Unruhe versetzt, denn Zirphea mußte den letzten Theil der Unterhaltung vollständig gehört und Henri's Unruhe beobachtet haben, wenn sie überhaupt Interesse daran genommen hätte, weil sie schon einige Zeitlang in der Nische des Fensters geblieben war. Die Tafel war servirt, die Gäste des Hotel Rambouillet erschienen, und die Herren führten die Damen zu Tische.

Henri und seine Schwester wurden getrennt. Bevor man Platz nahm, hatte Henri Gelegenheit, einen jungen Edelmann bei Seite zu ziehen. „Ruvigny," flüsterte er, „uns droht Gefahr."

„Was sagen Sie? von wem?"

„Ich kann es noch nicht enträthseln. Aber unsere Schritte werden belauert."

„Teufel!"

„Ich habe, wie Sie wissen, die Reisen zu Vendôme mit größter Vorsicht unternommen, dennoch sind sie bekannt geworden."

„Woher kommt Ihnen diese schlimme Nachricht?"

„Von einer Seite, auf welcher das größte Interesse für mich sich kundgeben muß: von meiner Schwester."

„Sie wird es durch irgend einen Zufall — vielleicht durch Ihren Diener erfahren haben, der sich nichts Arges dabei dachte, als er es der Schwester seines Herrn mittheilte."

„Unmöglich! er wußte nicht das Ziel meiner Reise. Meine Schwester erfuhr es durch Chavigny.“

„Das ist bedenklich,“ sagte Ruvigny zusammenfahrend. „Ich fürchte, unsere Köpfe wackeln ein wenig — wir müssen uns vorsehen.“

„Herr von Hautefort — Herr von Ruvigny. Wo bleiben Sie denn, nehmen Sie Ihre Plätze ein!“ rief man von der Tafel her.

„Gewiß einer seiner Gefährten bei dem Complot!“ sagte Maria zu sich, als Henri und Ruvigny an der Tafel Platz nahmen. „Er vermochte nicht, seine Unruhe zu bergen — er hat den Wink verstanden — er wird vielleicht von dem Unternehmen ablassen.“

Herr von Montansier erhob sein Glas. „Ich trinke das erste Glas auf die verehrten Gäste des Hotel Rambouillet, die ich im Namen meiner Schwiegermutter hier begrüße. Guten Appetit — gute Laune — gutes Gelingen alles Desjenigen, was ein Jeder von Ihnen, meine Herrschaften, durchführen will, seien es nun Gedichte, Heirathen oder politische Intriguen, eine Jagd auf hohe Stellungen oder auf das Herz einer Dame — das wünsche ich Ihnen Allen heute am achten Mai.

Die Gläser klangen an einander.

„Der achte Mai!“ brummte Hautefort seinem Freunde Ruvigny in's Ohr. „Es ist der Tag, an welchem der Marschall Orano verhaftet wurde. Sein Fall war das Signal zum Tode Chalais.“

„Der Cardinal soll uns nicht fangen!“ entgegnete Ruvigny.

„Er ist ein guter Spürhund. Wehe uns, wenn er die Fährte gefunden hat!“

„Noch einmal! stoßen wir an auf das Gelingen.“

Henri stürzte hastig ein Glas Wein hinunter.

„Es ist wahr,“ sagte er leise, „lassen wir uns nicht durch Zufälligkeiten schrecken.“

V.

## Gesellschaft in der Strasse des Vieux Augustins.

Vor dem Spiegel eines mit Holz getäfelten Toilettenzimmers, in dessen Wandfelder prächtige Bilder eingelassen waren, stand eine hochgewachsene Dame. Ihre Beschäftigung war, sich die Haare mit rothen Sammetbändern zu durchflechten. Auf dem neben ihr befindlichen Tische lagen in einem offenen Kästchen Armbänder, Zitternadeln, ein kostbares, ganz aus Diamanten zusammengesetztes Halsband und daneben einige parfümirte Handschuhe. Die Dame wendete zuweilen die an dem Spiegel befestigten Armleuchter hin und her, um ihr schönes Gesicht in möglichst vortheilhafter Beleuchtung erblicken zu können. Als ihr dies gelungen war, fügte sie noch einige kleine Schleifen zu ihrem Kopfputze, blickte das ganze Werk noch einmal an und verließ mit dem Ausdrucke vollkommener Zufriedenheit in ihren großen Augen den Spiegel, um sich auf ein Polster niederzulassen und hier in Träumereien zu versinken. Es wäre jedem, auch dem geübtesten Menschenkenner, schwer geworden, das Alter der Ruhenden zu bestimmen. Wenn sie eine

ernste, nachdenkliche Miene annahm, so mochte man ihr wohl dreißig und einige Jahre geben; aber ein leises Lächeln, ein heiterer Blick aus den schönen, dunklen Augen veränderte dieses Gesicht so vollständig, daß man ein kaum zwanzigjähriges Mädchen zu erblicken glaubte. Die Schätzung wurde vielleicht erschwert durch die fein angehauchte, gelbliche Färbung ihres Teints. Dieses Colorit, die dunkeln Augen, die schwarzen, krausen Haare und zwei Reihen perlenweiser Zähne verliehen der Dame, deren Gesichtszüge als ein Modell regelmäßiger Schönheit gelten konnten, jenen seltsamen und unerklärlichen Reiz, welcher den Köpfen der Frauen des Südens eigen ist und von den morgenländischen Dichtern so häufig in schwungreichen Versen gefeiert wird. Ebenso tadellos wie die Linien ihres Gesichtes war die im schönsten Ebenmaße geformte Gestalt der Dame, welche ein schwarzes Sammetkleid umgab, dessen krause, nach der Mode der Zeit aufgebauschte Aermel von zierlich geschlungenen Diamantschleifen gehalten wurden. Zuweilen ließen die Augen der Schönen unheimliche Blitze schießen, dann senkten sich gleich darauf die langen seidenen Wimpern und schienen das grelle Licht dämpfen zu wollen, welches die Blicke ausströmten.

Die mit so seltsamen, unheimlichen Reizen ausgestattete Dame war Marion de Lorme, die gefeierte Schönheit der Hauptstadt Frankreichs, das Götzenbild aller jungen galanten Cavaliere. Marion de Lorme war in Chalons-sur-Marne geboren und ganz plötzlich in die große Welt

getreten. Das war eigentlich Alles, was man von ihr zu sagen wußte, soweit es ihre Herkunft betraf. Ueber ihrer frühesten Jugend, ihrer Abstammung, ihrer Familie lag ein geheimnißvoller Schleier gebreitet. Als sie vor Jahren auf den Schauplatz trat, gerieth Alles in Entzücken über die feenhafte Erscheinung und man glaubte, daß dieser Taumel nicht lange anhalten werde. Alle Welt irrte sich aber. Marions Gewalt blieb unerschütterlich. Die größten Namen zählte sie unter der Menge ihrer Anbeter, die Macht, welche sie ausübte, schien mit den Jahren zu wachsen, und bald genug stand sie in dem Rufe, übernatürliche Mittel, zauberhafte Geheimnisse zu besitzen, welche ihr die Gewalt verliehen, Jeden an sich zu fesseln, den sie zu ihrem Sclaven machen wollte.

Marion de Lorme mußte über bedeutende Reichthümer gebieten. Ihr Haus in der Straße des Vieux Augustins war der Sammelplatz aller Lebemänner, welche die schöne Eigenthümerin des kleinen, eleganten Hotels wie eine Gottheit verehrten. Sie zu feiern gehörte zum guten Tone, von ihr beobachtet zu sein war der glühendste Wunsch junger Tollköpfe und Narren, die eine Rolle in der Komödie der großen Gesellschaft zu spielen gedachten. Marion de Lorme rivalisirte in Ansehung der bei ihr versammelten Gesellschaft mit Frau von Rambouillet — selbst mit dem Herrn Cardinal. Wen das steife Ceremoniel im Palais des Cardinals ermüdet, wer sich an den witzigen, boshaften und gelehrten Dingen der Gesellschaft des Hotel Rambouillet gesättigt

hatte — der eilte zu den heiteren, ungezwungenen Versammlungen in der Straße des Vieux Augustins, wo die Karten, der Wein und die schönen Augen der muntern Freundinnen Marions, wo die Gefeierte selbst ihn mit liebenswürdiger Herablassung erwarteten und begrüßten.

Marion hatte, halb in Gedanken versunken, mit einigen Briefen gespielt, welche auf dem Gueridon neben ihrem Divan lagen. Sie wurde durch den Ton einer Glocke aus diesem Brüten gestört, gleich darauf erschien ein junges Mädchen, dessen Züge und Gestalt denen Marions ziemlich ähnlich waren, wenn sie auch der Hoheit entbehrten, durch welche Marion auf jeden ihr Nahenden so außerordentlich wirkte. Dieses junge Mädchen war Mademoiselle Charlotte de Lorme, die jüngste Schwester der Gefeierten. Viele der Klatschmäuler in Paris wollten behaupten, Marion habe gar keine Schwestern gehabt, sondern nur einige ihr sehr ähnlich sehende Freundinnen an sich gezogen, um die Familie de Lorme noch interessanter zu machen. Marion hatte nämlich drei Schwestern in die Welt treten lassen. Diese drei Schwestern, alle gleich hübsch, alle gleich liebenswürdig, verherrlichten oft genug die Soiréen in der Straße des Vieux Augustins, bis sie endlich das Beste erhaschten, das heißt: zwei von ihnen machten gute Partien. Sie entzückten einige der reichen Landjunker aus der Perche dergestalt, daß die Bewerbungen um die schönen Mädchen rasch aufeinander folgten. Die Schwestern de Lorme hatten das Auswählen. Da Marion für eine gute Mitgift sorgen

konnte, blieben die Mädchen, obwohl aus ihren Familienverhältnissen Niemand klug wurde, immerhin annehmbare Partien — so kam es [illegible]nn, daß die Glücklichen sich reiche Gatten wählten. Als [illegible]n dem behaglichsten Asyl auf ihren Schlössern saßen, kümmerten sie sich nicht weiter um Marion, welche nunmehr nur die jüngste Schwester, Charlotte, als Kostgängerin und Gesellschafterin übernahm.

Charlotte war ein munteres Mädchen und ihrer Schwester sehr ergeben, sie gehörte zu den unentbehrlichsten Personen der Gesellschaft in der Straße des Vieux Augustins.

Charlotte nahte sich der Schwester mit heiterem Gesichte und schaute sie einige Secunden an.

„Wahrhaftig,“ rief sie, „ich glaubte, Du schliefst. Deine Augen waren geschlossen.“

„Du weißt, daß ich immer träume, wenn ich endlich einmal allein bin.“

„Es schien mir, als läsest Du Briefe — einen da, den großen mit dem kleinen, ganz kleinen Siegel des Herrn Cardinal.“

Marion hob sich halb von dem Divan, sie ergriff schnell das von Charlotte bezeichnete Schreiben und barg es in ihrer Gürteltasche.

„Charlotte,“ ermahnte sie die kecke Schwester, „ich habe schon so oft Deine Unvorsichtigkeit getadelt. Wie kannst Du solche Dinge sprechen? was weißt Du von dem Briefe des Cardinals?“

„Ei nun, war denn nicht gestern Lachesnaye, des Königs

Kammerdiener, mit dem Briefe dort hier? hörte ich nicht, wie er Dir sagte: Alles, was darinnen steht, bittet der Herr Cardinal pünktlich zu bef[illegible]?"

Marion verließ erzürnt den [illegible]wan.

„Ich werde Dich doch noch zu den Madelonetten ins Kloster schicken, wenn Du so fortfährst," sagte Marion erzürnt. „Als ich Dich aufnahm, habe ich Dir die größte Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht — Du folgst meinen Befehlen nicht — Du bist eine Plaudertasche — eine Klätscherin, deren Leichtsinn mich in die größte Gefahr bringen kann, und Du selbst würdest schlimm genug dabei wegkommen."

Charlotte machte ein verdrießliches Gesicht.

„Nun liebste, schönste Marion, zürne nicht mehr," bat sie, „ich will gewiß ruhiger werden — [illegible] nur nicht mehr böse."

„Es mag Dir noch einmal hingehen," sagte Marion, ihr die Hand reichend. „Aber hüte Dich, von Briefen des Cardinals zu sprechen. Hier in meinem Hause — in der Gesellschaft, die meine Salons bevölkert, werden sonderbare Dinge gesprochen, da muß man hören und schweigen. Es ist ein altes Wort, daß die Zunge Böseres vollbringt als das Schwert. Was wolltest Du?"

„Ja, das ist es, ich habe ganz vergessen, Dir zu sagen, daß die Gesellschaft schon längst im rothen Salon versammelt ist und daß man dort spielt und trinkt."

„Wie immer. Ich werde bald genug erscheinen. Sind

Perinette Lagrange, die schöne Villiers, die reizende Saint-Amour da?"

„Sie haben bereits ihre Unterhaltung über die letzte Vorstellung der Mondoryschen Truppe mit den enthusiastischen Herren und Kunstfreunden begonnen. Man behauptet, Mondory sei ein matter Darsteller, die Damen nehmen Partei für ihn."

„Geh — ich werde sogleich im Salon erscheinen. Wer von unsern Gästen ist anwesend?"

„Henri von Hautefort, Rouvigny, der junge Brezé, der böse Melleraye, Desbarreaux, Guyon, Brissac und viele Andere noch — wer kann diese ganze lange Liste behalten? aber draußen im Vorzimmer wartet Desnoyers der Jüngere, um Dir einen Gast vorzustellen, den er gern in Deinen Cirkel führen möchte."

„Desnoyers? gut — ich werde ihn empfangen."

Marion ging in das kleine, mit schönen Oelgemälden, Schnitzwerken und Seltenheiten angefüllte Vorzimmer. Sie fand hier jenen Desnoyers in Gesellschaft eines breitschultrigen, stämmigen Mannes, dessen rothes Gesicht, plumpe Hände und flachsblonde Haare auffällig mit der eleganten Toilette contrastirten, welche der Mann angelegt hatte.

„Meine Schönste," begann Herr Desnoyers, „Sie werden mir erlauben, Ihnen den Baron Herkules von Chaumier vorzustellen. Der Baron hält sich eine zeitlang zum Vergnügen hier in Paris auf, bevor er seine Güter wieder besucht und den Winter dort zubringt, und er kann un-

möglich die Hauptstadt verlassen, ohne wenigstens einmal jenes gefeierte Haus betreten zu haben, in dessen Räumen Marion de Lorme, die Göttin der Anmuth und Schönheit, herrscht."

Der Baron Herkules von Chaumier lächelte ein wenig verlegen. Sein Gesicht mochte nicht geradezu den Stempel der Dummheit tragen, aber seine Blicke zeugten von Schüchternheit und verriethen die Aengstlichkeit, welche sich des Landjunkers bemächtigte, als er zum ersten Male der berühmten Dame gegenüberstand. Marion reichte ihm freundlich die Hand, obgleich ihre schönen Augen einige Verwunderung über den in den Kreisen dieser Gesellschaft seltenen Gast ausdrückten.

„Ich heiße Sie willkommen, Herr Baron," sagte sie, „und hoffe, Sie werden Ihre Besuche wiederholen, wenn es Ihnen sonst bei uns gefällt. Gehen Sie nur mit meinem Freunde Desnoyers, der den Weg trefflich kennt, in den Salon. Sie finden dort schon zahlreiche Gesellschaft."

„Mademoiselle — ich danke für gütige Aufnahme," stotterte Chaumier, noch röther werdend, „ich hoffe — Ihrer Gesellschaft nicht unwillkommen zu sein, denn da Sie mich freundlich aufnahmen — denke ich — denke ich — —"

„Schon gut, mein werther Baron," lächelte Marion, „Sie werden sicherlich eine freundliche Aufnahme finden." Sie grüßte und flüsterte im Abgehen Desnoyers zu: „Ich hoffe, Sie kennen ihn genau. Wir werden doch keinen Eclat mit ihm erleben? es wäre ganz abscheulich, wenn

unsere Soiréen im Hotel Rambouillet lächerlich gemacht werden könnten."

„Ohne Sorge, meine Göttin," antwortete Desnoyers ebenso, „es ist ein guter Kerl. Er will absolut in diese Gesellschaft kommen. Denken Sie nur — das giebt den ganzen Winter über Stoff zu Erzählungen auf den langweiligen Herrensitzen. Madame — ich denke an Charlotte — vielleicht können wir die reizende jüngste der vier Schwestern de Lorme zur Baronin von Chaumier machen."

Marions Gesicht strahlte vor Freude, sie ging noch ein Mal auf Chaumier zu und sagte:

„Mein bester Baron, wir sehen uns gleich wieder. Ich beurlaube mich von Ihnen — o! sagen Sie doch, wo liegen Ihre Güter?"

„Ich habe einige im Poitu, einige in der Maine, einige in der Normandie, aber mein Stamm- und Hauptgut liegt in der Picardie, nicht weit von Ponthieu und ich bin fast Nachbar des Herzogs von Vendôme, der jetzt zu Chateau d'Anet, auf seinem Herrensitze, ein behagliches Leben führt."

„Chateau d'Anet — de Lorme, einer unserer Vorfahren, hat es erbaut," sagte Marion.

„Ganz richtig, Fräulein."

„Sind Sie mit dem Empfange zufrieden?" fragte Desnoyers den Baron, als Marion ihn verlassen hatte.

„Vortrefflich," sagte dieser, „alle Wetter! — es ist ein herrliches Weib."

Das große und vollständig kreisrunde Gemach, in welches Herr Desnoyers nun den Baron Herkules von Chaumier führte, bot einen äußerst glänzenden Anblick dar. Die Mitte nahm ein mächtiger Tisch in Anspruch, dessen riesige Marmorplatte ein reichgewirkter Sammettepich bedeckte. Ueber diesem Teppiche schwebte an goldenen Ketten ein prachtvoll geschliffener Kronleuchter, dessen einzelne aus Krystallglas bestehenden Theile aus sehr zierlichen Facetten die Lichtblitze zurückwarfen, welche die vielen dicken Wachskerzen erzeugten. An den Wänden liefen lange rothsammetne Polster entlang, die Thüren verhüllten schwere Vorhänge. Den großen Tisch umstanden und umsaßen Gruppen von Männern und Frauen. Unter den ersteren befanden sich viele, welche wir schon in der Gesellschaft des Hotel Rambouillet angetroffen haben. Die Frauen dagegen gehörten denjenigen Kreisen der weiblichen Berühmtheiten von Paris an, welche sich aus gefeierten Schauspielerinnen, Abenteurerinnen zweifelhafter Herkunft und solchen Persönlichkeiten, die überall an reichbesetzten, offenen Tafeln zu finden waren, zusammensetzten. Ueber die augenblickliche Beschäftigung oder Unterhaltung der Gesellschaft konnte Niemand in Zweifel sein, denn auf dem reichgewirkten Teppiche des Marmortisches rollten und lagen eine Menge Goldstücke umher, am oberen Ende saß der junge Victor von Brezé und schlug die Karten, die verschiedenen, sehr reich und geschmackvoll gekleideten Personen pointirten mit gewaltig hohen Einsätzen — genug, der junge Herzog hielt eine Bank.

„Wieder gewonnen — wieder mein," rief ein bildschönes Mädchen, die ihr zugeworfenen Ducaten einstreichend. „Jeannette, wir haben heut ein ganz außerordentliches Glück."

Die Angeredete blinzelte mit den Augen. Sie gab ihrer Freundin an Schönheit nichts nach, behauptete aber eine gemessene Haltung und sagte, ihre Hand ausstreckend, zu einem neben ihr sitzenden Cavalier: „O, mein theurer Herr von Brionne, setzen Sie für mich auf den Valet."

Brionne, ein nicht mehr junger Mann, zog mit saurer Miene seine Börse, ließ einige Ducaten in die Hand rollen und setzte sie auf die Karte.

„Nun sind hundert und fünf Ducaten verloren!" brummte er.

„O — nicht doch, mein Freund," sagte die Schöne; „sie sind gewonnen."

„Ja wohl, Jeannette, für Sie — aber nicht für mich — Sie gewinnen mit meinem Gelde — wenn ich für mich spiele, habe ich stets Unglück."

„Mach doch nicht so viel Geschrei um ein paar Ducaten," rief Brezé, die Karten abziehend.

„Es ist auch wahr — er stört immer die Gesellschaft," zürnte die junge Dame, welche kurz vorher gewonnen hatte.

„Ruhe — Ruhe!" ließ sich eine tiefe Stimme vernehmen, die unter dem Knebelbarte des dicken Herrn von Combalet hervorkam.

„Mein Herr Graf," sagte die Schöne ärgerlich, „Sie

spielen heute den Profoßen — Sie bilden sich wahrlich zu viel auf den Vorzug ein, den Ihre Schwester genießt."

„Saint-Amour schweige," rief Combalet, in Zorn gerathend. „Brezé, wenn ich mich noch weiter an der Bank betheiligen soll, so gebiete Du Schweigen. Solche Dinge erlaube ich nicht auszusprechen."

„Saint-Amour sei still," befahl Brezé, „das Glück macht Dich übermüthig.

In diesem Augenblicke traten Desnoyers und der Baron Chaumier in den Saal. Der Landedelmann blieb am Eingange stehen. Er überflog mit seinen blöden Augen den glänzenden Kreis, der sich hier vor ihm aufthat.

„Sie werden bald genug zu diesen Erwählten gehören," sagte Desnoyers. „Jenes schöne Mädchen dort neben Brezé ist Laura Saint-Amour, eine unserer beliebtesten Soubretten der Truppe von Mondory. Sehen Sie diese reizenden Gesichtszüge, dieses leichte, seidenartige Haar, welches die Schläfe in langen Locken umflattert. Saint-Amour ist ein Liebling des Publikums. Neben dem finstern Brionne steht Jeanette Pradier, eine Dame, welche bereits Herzöge unglücklich gemacht hat und jetzt eben im Begriffe ist, Herrn von Brionne zu ruiniren, der schon Tausende für sie zahlte. Die nicht minder schöne Frau dort zwischen Hautefort und Ruvigny ist Jeanette Lagrange, sie ist Wittwe eines reichen Kaufmannes, hat ein beträchtliches Vermögen und erzwingt sich den Eintritt zu allen Gesellschaften von Ruf und Be-

deutung, sie verkehrt häufig und viel mit Fräulein de Lorme.“

„Wer ist der dicke Herr dort unten am Tische.“

„Sie meinen Combalet? ein Verwandter des Cardinals. „Man sagt“ — hier nahm die Stimme Desnoyers' einen flüsternden Ton an — „man sagt, der Herr Cardinal habe noch in seinen alten Tagen eine Neigung für Frau von Combalet, die Schwägerin des Dicken dort, gefaßt. Frau von Combalet ist des Cardinals Nichte.“

„Wissen Sie wohl, Desnoyers,“ sagte der Baron, „daß einem angst und bange wird, wenn man diese Namen hört, diese Personen sieht, die hier verkehren? Alle Hagel, was für eine Gelegenheit, die geheimsten Dinge zu erfahren! — der Herr Cardinal müßte hier treffliche Ausbeute machen können.“

„St! — um des Himmels willen schweigen Sie!“ flüsterte Desnoyers. „Der Landjunker ist gar nicht so dumm,“ sagte er zu sich selbst.

„Ich werde schweigen, ich werde mich bedanken, laut zu reden,“ fiel der Baron ein, „aber ich muß Ihnen sagen, daß bei uns allerlei wunderliches Zeug gesprochen wird — Marion soll für den Herrn Cardinal —“

Die letzten Worte gingen in dem Geräusch verloren, welches entstand, als Marion in den Spielsaal trat. Alles umringte sie mit Begrüßungen und Complimenten, Jeder drängte sich, an ihre Seite zu kommen. Marion suchte mit ihren Augen etwas — eine Person schien ihr zu fehlen,

sie wollte eben darüber ihre Verwunderung äußern, als sie laut die Worte ausrief: „Ah — da ist er!" Dieser Ruf galt einem der schönsten jungen Männer Frankreichs, der gerade jetzt in den Saal trat. Er trug ein pfirsichblüthenfarbenes Kleid, welches mit rother Seide aufgeschlagen war, graue Saffianstiefel mit goldenen Sporen, einen breiten, kostbaren Degen und gestickte Handschuhe. Seinen Kopf, der einen Rafael entzückt haben würde, umgab eine Fülle prächtiger Haare, die sich in natürlichen Locken um den edelgeformten Hals ringelten.

„Bravo! bravo, da ist er!" rief Saint-Amour, in die Hände klatschend, „er kommt spät — er hat wieder ein Unrecht mehr gut zu machen."

Die Herren reichten dem schönen Jünglinge die Hände, er selbst warf den Damen Kußfinger zu — lachte — scherzte und drückte endlich seine Lippen leidenschaftlich auf Marion's Hand.

„Göttin dieses Tempels," rief er, „ich klopfte heut zu spät an die Pforte — strafen Sie mich mit jeder beliebigen Buße, nur nicht durch Verbannung. Bedenken Sie, daß der Dienst bei dem Herrn Allem, selbst dem im Tempel, vorgeht! Der König war heut sehr beschäftigt, ich mußte lange genug warten, bevor ich ihm die Hausrobe reichen durfte.

Marion beschwichtigte in graziösen Worten die Unruhe des schönen Cavaliers, der auch sofort an den Spieltisch

trat, freundlich grüßte und Brezé bat, ihm eine Karte zu geben.

„Wir werden nicht lang mehr so gemüthlich beisammen sein," rief er lachend. „Gegen Ende dieses Monats stehen wir in den Laufgräben vor Hesdin oder Arras — der König wird bei der Belagerung gegenwärtig sein — man wird damit den Feldzug eröffnen, Sie können Ihre Partien im Lager spielen, meine Herren Offiziere," dann begann er Gold auf die Karten zu setzen, schlug der Saint-Amour derb auf die Finger, als sie sich des Einsatzes bemächtigen wollte, und reichte der Lagrange sein in Gold gefaßtes Flacon.

„Wer ist dieser elegante, dieser mit beneidenswerther Sicherheit auftretende Cavalier, dieser bildhübsche Mensch?" fragte Chaumier seinen Mentor und Führer Desnoyers.

„Es ist der Herr Effiat von Cinq-Mars, Sohn des Marschalls von Effiat. Seit einem Vierteljahre bei dem Könige als Garderobemeister angestellt. Ein sehr vollendeter Cavalier."

Zwei Männer in der Gesellschaft hatten mit finstern Blicken jede Bewegung, die Person und die Reden des jungen Cinq-Mars beobachtet und begleitet. Es waren Henri von Hautefort und Ruvigny.

„Ein erbärmlicher Glückspilz," sagte Henri, „ein Bursche aus Hochmuth und Kriecherei zusammengesetzt, der vor Marschällen auf den Knieen herumfährt und die Bedienten mit Fußtritten regalirt."

„Nur deshalb ist er ein Protégé der rothen Eminenz,“ stimmte Ruvigny bei. „Wenn er dem Cardinal nicht die Schleppe getragen hätte, er wäre sicherlich nicht von ihm zum Garderobemeister befördert worden.“

„Auch Einer, der fallen muß und wird,“ sagte Henri. „Er ist von Richelieu nur hingesetzt, um zu spioniren und den König für die Pläne des Cardinals zu bearbeiten.“

„Hast Du Nachrichten von dort erhalten?“ fragte Ruvigny, den Freund vom Tische fortziehend.

„Ja. Der Krieg beginnt und wir werden dabei unsern Plan ausführen können.“

„Begleitet Seine Eminenz den König in's Feld?“ fragte jetzt Gaudeau den Herrn von Cinq-Mars, während Brezé die Karten mischte.

„Ohne Zweifel. So wie ich höre, wird der Herr Cardinal von Abbeville aus nach Arras mit dem Könige kommen.“

„Er geht uns in das Garn,“ flüsterte Henri.

„Chalais und Montmorency sollen gerächt werden,“ setzte Ruvigny hinzu.

„Eine neue Taille, meine Herren!“ rief Brezé, die Karten auflegend.

„Gestatten Sie mir, Herr Herzog, Ihnen einen Freund vorstellen zu dürfen, der sich zur Ehre schätzen würde, sein Glück gegen Sie zu versuchen.“

Brezé erhob sich artig auf jene Worte Desnoyers', mit welchen dieser den Baron Chaumier vorstellte. Die lustigen

Damen kicherten leise, als Chaumier in echt linkischer Manier die Versicherung des Herrn von Desnoyers bestätigte.

„Ein prächtiger Bursche!“ flüsterte Saint-Amour. „O — wenn die Gesellschaft doch nicht so zahlreich wäre, wie wollte ich den Vogel rupfen.“

Brionne schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe. Er hatte eben wieder verloren und jede Pause im Spiel war für ihn ein Zeitverlust von unberechenbarem Nachtheil, denn er wollte jede Minute benutzen, um das Verlorene wieder einzuziehen.

„Dieser Herr sieht aus wie ein Liebesapfel,“ raunte die Pradier ihm in's Ohr.

„Meinetwegen wie der Teufel. Wenn Brezé nur nicht allzu lange warten läßt.“

Brezé war dem Baron Chaumier so liebenswürdig vorgekommen, daß dieser einigen Muth schöpfte und in die für ihn ganz neue Gesellschaft mit weniger Befangenheit eintrat.

„Chaumier,“ sagte Henri zu Ruvigny, „ich kenne ihn, er hat ein großes Gut, dicht neben Chateau d'Anet — es ist also ein Freund Desnoyes' — des Königs Secretair, der auch eine Kreatur Richelieu's ist. — Vorsichtig!“

Chaumier, der den großartigen Edelmann herausbeißen wollte, fuhr mit der Hand in die Tasche, kramte einige Secunden herum und brachte dann die gefüllte Faust auf den Tisch, bei deren Oeffnung eine recht hübsche Anzahl ge-

wichtiger spanischer Golddublonen über den Teppich rollten. Ein lautes, freudiges und staunendes Ah! der beutegierigen Damen begleitete dieses Feuerwerk, von den blitzenden Goldstücken ausgeführt. Die Herren blieben ruhig und Cinq-Mars griff, ohne ein Wort zu sprechen, ebenfalls in die Tasche, holte eine Anzahl englischer Goldstücke hervor und sagte: „Ich halte dagegen."

„Nehmen Sie an, Baron?" fragte Brezé den Land-Edelmann.

„Gewiß."

Brezé schlug die Karten, Chaumier gewann.

„Den doppelten Satz," rief Cinq-Mars.

„Ich halte," sagte Chaumier mit Lachen.

Neuer Umschlag — neuer Verlust des Herrn von Cinq-Mars.

„Ich werde mit Ihrer Erlaubniß gegen Herrn von Chaumier halten," sagte Brionne.

„Spielen Sie für mich," flüsterte Jeanette Pradier ihm in's Ohr.

„Nein," knirschte Brionne, „quäle mich nicht."

Brezé zog ab — Brionne verlor.

„Herr Baron, Sie haben viel Glück," sagte Saint-Amour, mit leuchtenden Blicken die Goldstücke verfolgend, welche auf den Platz des Landjunkers spazierten.

„Das passirt mir oft," polterte Chaumier. „Ich spiele häufig in Amiens mit den Kaufherren und den Pferdehändlern im großen Wirthshause, dabei gewinne ich immer."

Die ganze Gesellschaft schwieg vor Staunen und Mißbehagen — und die Saint-Amour schrie: „Bravo!“ Marion, welche hinter den Spielergruppen mit den Herren Rabelais und Desbarraux in eifrigem Gespräch begriffen war, fuhr besorgt auf, Desnoyers gab dem Baron einen Fußtritt unter dem Tische, worauf Chaumier, in der richtigen Voraussetzung, daß er eine Dummheit begangen habe, einen Theil seiner gewonnenen Goldstücke auf den Boden fallen ließ.

„Und gegen einen solchen Tölpel muß man sein Geld verlieren?“ sagte der Lieutenant Herr von Brissac zu Hautefort, der gerade jetzt wieder an den Tisch getreten war. „Nein — und tausendmal nein — ich wage es.“

Er spielte wieder gegen Chaumier und verlor auf's Neue. Brummend ging er von dannen — die Spielenden erhitzten sich mehr und mehr — das Glück des Landedelmannes steigerte die Begierde, ihn zu besiegen, und reizte die Spieler — Jeder der Anwesenden, welche überhaupt die Karten als Unterhaltung benutzten, wagte gegen Chaumier zu setzen — Alle verloren gegen ihn, und nach Verlauf einer Stunde lagen Haufen Goldes vor dem Platze des Landjunkers, welcher mit plumpem Lächeln diesen Goldregen auf sich herabfallen sah.

„Wir wollen abrechnen, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Baron,“ sagte Brezé. „Ich werde Ihnen gleich sagen, wie viel die Bank Antheil von Ihrem Gewinnste hat.“

Die Anwesenden sahen nun, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, der Auseinandersetzung mit dem Interesse entgegen, welches die Verlierenden stillschweigend unter saurem Lächeln an den Tag legen und das nur darin besteht, zu erfahren: Wo blieb unser Geld? was geschieht damit?

Brezé zog eine kleine Schreibtafel hervor und wollte eben beginnen, während Desnoyers, Chaumier und Brissac zählen sollten, als dem jungen Brezé einfiel, daß er doch, ohne eine Aufforderung an die Herren zu richten, welche abseits von dem Spieltische gesessen hatten und mit anderer Unterhaltung beschäftigt gewesen waren, die Bank nicht schließen konnte.

„Herr von Bellegarde — Desbarraux — Ruvigny — die Herren wollen doch nicht etwa noch weiter spielen?“ rief er.

„Wir danken,“ antworteten die Gäste Marions.

Brezé wendete sich wieder zum Tische, als plötzlich unmittelbar hinter ihm eine tiefe, männliche Stimme sagte:

„Ich bitte um neue Karten, Herr Herzog.“

Alle Anwesenden richteten ihre Blicke nach der Stelle, von welcher jene Aufforderung kam, und wie ein Lauffeuer ging halblaut, halbleise, mit dem Ausdruck des Staunens oder des Mißbehagens hervorgestoßen, von Mund zu Mund der Name: „Saint-Preuil.“

Der Capitain und Gouverneur stand dicht hinter Victor von Brezé. Der Herzog befand sich daher, als er sich um-

wendete, mit Herrn von Saint-Preuil fast Gesicht an Gesicht. Ein Ausdruck des tödtlichsten Hasses lagerte sich sofort auf dem Antlitze Brezé's, seine Hände bebten und er vermochte kaum die Karten festzuhalten, welche er wieder aufgenommen hatte. Saint-Preuil blickte ihm gelassen in das Gesicht, er hatte seine linke Hand auf den Knopf des Degens gelegt und mit der Rechten die Lehne von Brezé's Stuhl erfaßt. Der junge Herzog vermochte vor Erregung kein Wort hervorzubringen, als plötzlich, wie aus dem Boden gestiegen, der verabscheute, gehaßte und doch gefürchtete Mann ihm gegenüber stand, der vor wenig Tagen dem hochmüthigen Herzoge in dem Ballspielsaale eine Niederlage bereitet hatte, von der die ganze Hauptstadt sprach, der trotz dieser Beleidigung, den Verwandten des Cardinals zugefügt, von Richelieu eine glänzende Stellung erhalten hatte. Dieser Mann trat hier in dem Kreise auserlesener und zum größten Theile mit einander befreundeter, der Elite des Adels angehörender Leute, ihm entgegen, er begehrte von ihm, dem Herzoge von Brezé, Karten, in einem zwar ruhigen, aber desto verletzenderen Tone, mit einer entschiedenen Artigkeit, wie herablassende Leute sie den Kellnern angedeihen lassen.

Die Gäste beobachteten ein tiefes Schweigen, welches ihnen der peinliche Moment theils unwillkürlich auferlegte, andererseits wollte auch Niemand den Ereignissen vorgreifen, die sich hier, wie Jeder wähnte, entwickeln mußten. Nur die Damen zogen ihre Gesichter in Falten, sie konnten ihre

Besorgniß nicht unterdrücken, denn der schlimme Handel zwischen Saint-Preuil und Brezé war ihnen durch den Stadtklatsch, dessen Mittheilung ihr tägliches Brot bildete, längst bekannt geworden.

„Herr Herzog," wiederholte Saint-Preuil mit erhobener Stimme. „Ich habe um eine Karte gebeten."

„Ich habe das Spiel beendet, Herr Capitain, entgegnete Brezé.

„Nicht doch, mein Herr. Sie fragten so eben, ob diese oder jene Herren dort weiter zu spielen wünschten. Ein Recht, welches Sie den übrigen Gästen des Fräulein de Lorme zugestehen, werden Sie mir hoffentlich nicht verweigern, wenn Sie überhaupt Bank legen, Herr Herzog."

„Ich kann jeden Augenblick das Spiel schließen, Herr Capitain, wenn die im Verluste befindlichen Spieler nicht weiter spielen wollen. Etwas Anderes wäre es, hätten wir hier gewonnen."

„Ihre Bank ist im Vortheil, Herr Herzog," sagte Saint-Preuil mit schneidender Stimme.

„Ich habe keine Lust, die Karten für Sie abzuziehen, Herr von Saint-Preuil, und damit genug."

Er warf die Karten auf den Tisch und verließ seinen Platz.

„Weshalb nicht für mich, Herr Herzog? fürchten Sie wieder unglücklich gegen mich zu spielen?"

„Herr Capitain," schrie Brezé, bleich werdend. Die

ganze Scene aus dem Ballspielsaale stand wieder vor seinen Blicken, ein Ausbruch mußte erfolgen.

„Ich gebrauche mein Recht als Gebieterin in diesem Schlosse,“ ließ sich jetzt Marion de Lorme vernehmen. „Ich befehle den beiden Herren, sich ruhig zu verhalten, so lange sie unter meinem Dache weilen. Es wird darauf ankommen, was Herr von Chaumier bestimmt, der allein zu entscheiden hat, ob er gegen Herrn von Saint-Preuil spielen will, wenn sich einer der Herren dazu versteht, die Bank zu halten.“

„Es wird mir eine Ehre sein, gegen den berühmten Saint-Preuil zu spielen,“ sagte Chaumier.

„Und ich halte die Bank,“ rief Cinq-Mars.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ sagte der Capitain verbindlich. „Herr Herzog von Brezé, wollen Sie mit Herrn Baron Chaumier abrechnen?“

„Nein, Herr von Saint-Preuil,“ entgegnete Brezé mit finsterem Blicke. „Ich werde Alles stehen lassen. Gewinn oder Verlust theile ich mit Herrn von Cinq-Mars, wenn es ihm genehm ist.“

„Einverstanden,“ sagte Cinq-Mars, „ich nehme die Karten.“

Das Spiel begann aufs Neue. —

„Die Aufgeblasenheit des Herrn von Saint-Preuil ist unerträglich,“ zürnte Ruvigny, der neben Henri von Hautefort stehend, dieser ganzen Verhandlung zugesehen hatte. „Ich hasse wahrlich die Sippschaft des Cardinals, aber —

beim Himmel, Mance hat recht! Ich gäbe viel darum, wenn Brezé die Ausforderung wagte."

„Sorge nicht," erwiderte Henri, „der Sieur von Saint-Preuil soll seinen Mann finden."

Er ging mit hastigen Schritten in dem Nebenzimmer auf und ab, hieher kam Niemand, Alle umstanden den Spieltisch und man hörte nur die Rufe des Herrn von Cinq-Mars beim Aufschlagen der Karten und das Klirren der Geldstücke.

„Henri," begann Ruvigny, „was hast Du vor? Dein Gesicht glüht, Du bist erregt und nachdenklich zugleich."

„Ich bemeistere mich nur mühsam. Dieser Saint-Preuil bietet allen Trotz. Die Brezés züchtigt er in dem Ballspielsaal, dem Cardinal imponirt er dergestalt, daß dieser ihm noch eine Gouverneurstelle an den Kopf wirft, er fordert im Hause der Marion die Feinde heraus, ihm Karten zu geben und — er verschmäht meine Schwester," setzte er leise hinzu.

„Ich hörte davon," sagte Ruvigny ernst.

„Hörtest Du? — ha! — ich weiß, daß halb Paris davon spricht und doch war es nicht so — sie selbst gab ihm den Laufpaß — ich habe den Mann, dessen Ritterlichkeit auf dem Schlachtfelde ich hoch verehre, vor ihr, vor der Gekränkten vertheidigt — heute sehe ich ein, wie ich geirrt habe. Er wagte es, in diese Versammlung zu kommen, wo er gewiß war, den Bruder der Dame zu finden, der er sein Wort brach, er tritt mit einer Prätension in

den Saal, die nur Fürsten annehmen dürfen — soll ich ihn nicht fragen dürfen: Herr von Saint-Preuil, wo bleibt die Achtung, die Sie mir und dem Namen Hautefort schuldig sind?"

„Du hast kein Recht dazu, Henri. Das Haus der Marion ist ein offenes — ich würde mich gegen Jeden auflehnen, der mir den Eintritt verweigern wollte, wenn die Eigenthümerin dieser Räume mir denselben gestattete. Ah — da ist sie!

Marion trat in das Zimmer. Sie schien bereits das Verschwinden der beiden Offiziere bemerkt zu haben.

„Ruhig," flüsterte Ruvigny seinem Freunde zu, „Du mußt Dich für eine größere Sache aufsparen. Die Zeit rückt näher."

„Sie haben keinen Theil an dem Spiel, Herr von Hautefort?" fragte Marion.

„Nein, Mademoiselle," sagte Henri, seitdem ein so Glücklicher wie Herr von Saint-Preuil, die Karten besetzt hält — muß ich mich von dem Tische dort fern halten."

„Sind Sie unglücklich?" fragte Marion.

„In diesem Augenblicke — ja."

„Ah — das ist ein schlechtes Compliment für mich."

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Fräulein de Lorme. Ihr Anblick, Ihre Schönheit, der Zauber, den Sie um sich her verbreiten, ist es allein, der an diesen Boden fesselt, selbst wenn ein fatales oder unwillkommenes Zusammentreffen stattfindet. Ich werde mich für heute beurlauben."

Marion ließ sich nachlässig in einen der üppig gepolsterten Sessel gleiten, welche den beiden jungen Leuten gegenüberstanden. Sie lehnte ein wenig ihre prächtige Gestalt zurück, ließ den schönen Arm auf dem Sammetkleide ruhen, wodurch er noch effectvoller hervortrat, stützte mit dem andern ihr Haupt und heftete auf Henri einen fragenden, durchdringenden Blick.

„Wollen Sie wirklich heute schon dieses Haus — mich verlassen?" begann sie, ohne eine Bewegung zu machen.

Henri vermochte seine Augen nicht von dem schönen Gesichte abzuwenden, die Blicke Marion's wirkten lähmend und bestrickend. Henri erinnerte sich unwillkühlich der Mahnungen seiner Schwester, der Schilderung Maria's, welche das Fräulein de Lorme stets für eine dämonische, mit fast zauberischer Gewalt begabte Persönlichkeit hielt. Das war die Wirkung jener schrecklich schönen Augen, jetzt erhob sich der Arm Marions und obwohl sie weit entfernt von Henri saß, obgleich es unmöglich für sie war, den Offizier zu erreichen, es schien diesem dennoch, als verlängere sich der Arm, als ergreife die Hand Marion's seine Brust und halte mit übernatürlicher Kraft den Fliehenden zurück. Es war Henri, als flüstere ihm eine Stimme zu: „Entweiche, ein gefahrvoller Augenblick naht." Er wollte gehen, wollte Ruvigny's Hand fassen, aber da traf ein bittender Blick aus Marion's Augen, die nun wieder ihre ganze Gewalt der Sanftmuth ausübten, den Offizier und sich vor ihr auf das Knie niederlassend, rief er: „Ich bleibe."

„Das ist schön von Ihnen, mein Freund," sagte Marion, ihn sanft erhebend, „lassen Sie sich neben mir nieder, auch Sie, Ruvigny — so! Nun sollen Sie ein wenig beichten, während dort drinnen die Golddublonen rollen und die Verlierenden sich Vorwürfe machen. Weshalb sind Sie, mein lieber Freund, so erregt gegen Herrn von Saint-Preuil? Hat er wirklich Sie auf dem Felde der weiblichen Eroberungen besiegt?"

„Wo denken Sie hin, Marion!" lächelte Henri bitter. „Ich habe noch nicht einmal gewagt, mit Herrn von Saint-Preuil in die Schranken zu treten, wenn es galt, ein Lächeln von Ihnen zu erhalten."

„Galant und heuchlerisch zugleich," sagte Marion; „als ob ich die Einzige wäre, um deren Gunst Sie, meine Herren, ringen. Saint-Preuil ist eben so flatterhaft, als jeder von Euch — ich weiß es. Er ist aber gern in meinem Hause gesehen, weil er eine Berühmtheit des Tages wurde, seitdem der kriegerische Ruhm dieses ausgezeichneten Soldaten so bedeutend stieg. Ich rivalisire gern mit den Rambouillets, der Scüdéry und Andern, die meine Salons eine Höhle der Circe mit Karten von Godefroi und Ambrosia von Galimafré dem berühmten Traiteur zu nennen belieben. Sollten Sie, mein theurer Henri, aus andern Gründen über Saint-Preuil Klage zu führen haben? man sagte mir, der brave Capitain habe außer den kleinen Neigungen für meine Wenigkeit, für Saint-Amour und die Villiers noch eine andere, weit ernsthaftere, die — —"

„O! reden Sie nicht weiter," rief Henri heftig emporschreckend. „Ich bitte Sie, Marion. Wenn der berauschende Taumel einer aufregenden Gesellschaft, dazu das Wunderbare Ihres ganzen Wesens uns Alle und auch mich anzieht, so weiß ich dennoch, um wie viel weiter davon entfernt als ich, der junge, genußsüchtige Mann, die zarten Verhältnisse meiner Famlie bleiben müssen. Sie haben sicher von einem Bruche gehört, den Herr von Saint-Preuil mit einer Person herbeiführte, welche meinem Herzen theuer ist — wahren Sie dieses an sich vielleicht unbedeutende Geheimniß und gebieten Sie, daß in diesen Räumen Ihre Freundinnen es nicht zum Gegenstande der Unterhaltung machen."

„Sie sind ziemlich offenherzig, Herr von Hautefort," entgegnete Marion mit blitzenden Augen. „Indessen — der Unmuth eines Bruders hat seine volle Berechtigung. Sollte aber — Sie verzeihen mir diese Bemerkung, auch ich darf offen reden — sollte Herr von Saint-Preuil nicht etwa ebenso gut Ursache gehabt haben, seine Beziehungen zu einer Dame abzubrechen, die sich höchster Gunst rühmen darf?"

Sie blinzelte durch ihre langen Wimpern den Offizier lauernd an.

„Fräulein de Lorme — ich weiß, worauf Sie anspielen," rief Henri. „Aber diese Behauptungen, welche auch bis zu Ihnen drangen, sind Lügen. Meine Schwester steht über solchem Verdacht erhaben da."

„Wer darf das sagen, Herr von Hautefort?" entgegnete Marion. „Sie können am Ende nicht alle Welt vor die Klinge fordern, und außerdem machen einige glücklich geführte Degenstöße noch nicht den Leumund todt."

„Sie haben recht — es ist das eine traurige Wahrheit; aber wundert es Sie, daß ich Saint-Preuil nach solchen Ereignissen hasse? er konnte diese Gerüchte am leichtesten entkräften, wenn er seinem Worte treu blieb — wenn er meine Schwester nicht zwang, ihm die Thüre zu weisen."

„Wie ich hörte, soll ich die Ursache gewesen sein," sagte die de Lorme.

Henri schwieg.

„Haben Sie nicht gehört, wann diese Trennung stattfand?" fragte sie weiter.

„Ich habe es von meiner Schwester erfahren, aber ich weiß es nicht mehr genau."

„Und Sie erfuhren es — wann?"

„In der letzten Soirée der Frau von Rambouillet."

„Sie lassen sich dort seltener sehen, wie ich höre."

„Der Gesellschaften giebt es vielerlei in Paris. Man kann nicht überall zugleich sein."

Marion berührte leicht Henri's Arm.

„Sie haben sicherlich noch andere Gründe, die Gesellschaften von Paris zu meiden," sagte sie scherzend; „Sie sind ein Freund ländlicher Vergnügungen, der schönen Wälder. Sie lieben die prächtigen Forsten, welche sich auf den Grenzmarken der Isle de France und der Picardie

hinziehen, der Aufenthalt in Schloß Anet ist Ihnen theuer geworden — oh! die Töchter der Vendômes sind reizende Mädchen."

Henri von Hautefort lehnte sich betroffen in den Sessel zurück. Es war zum zweiten Male, daß dieser Name unter seltsamen Umständen ihm genannt wurde. Rouvigny war nicht minder erschrocken. Marion verwendete von Beiden keinen Blick, die Wirkung ihrer halb scherzhaft hingeworfenen Rede war ihr nicht entgangen, aber Henri bekämpfte schnell genug seine Aufregung. Er antwortete kaltblütig:

„Die Fräulein von Vendôme sind in der That reizende Damen. Aber so viel ich weiß, haben sie bereits gewählt. Man thut unrecht, die Ausflüge, welche ich nach Schloß Anet gemacht habe, einer vollständigen Controle zu unterwerfen. Wenn es Damen in Paris giebt, die eifersüchtig auf meine unbedeutende Person sind," setzte er mit gutgespielter Heiterkeit hinzu, „dann mögen sie sich beruhigen; die Jagden um Schloß Anet sind mir wohl gestattet, nicht aber Bewerbungen um die Damen. Man sollte jedoch discreter sein, wenn Familien von solchem Rufe, wie die Vendômes, in die Tagesgeschichte gezogen werden."

„Mein Himmel!" lachte Marion. „Was sehen Sie schwarz! Es ist gerade so wie vorhin mit dem bewußten Gerüchte über Fräulein von Hautefort. Wer kann den Leuten in Paris die bösen Zungen fesseln? man spricht so mancherlei, wie ich vorhin schon sagte."

„Gewiß," fiel Rouvigny plötzlich ein, der jede Bewegung

Marions genau und schweigend beobachtet hatte. „Und Sie, schöne Marion, können ohne Zweifel davon erzählen. Die Leute kritisiren Ihr Haus, die Gesellschaft, welche bei Ihnen verkehrt — selbst Ihre Handlungen. Wenn man meinem Freunde Henri nachsagt, er mache den Vendômes den Hof, so ist das noch nicht so schlimm, als ein Gerücht, welches mir neulich über Sie, schöne Wirthin des Hauses de Rue des Vieux Augustins zu Ohren gekommen ist."

„Und welch ein Gerücht war dies, Herr von Rouvigny?" fragte Marion leichthin.

„Man wollte behaupten, Sie seien eine Spionin des Herrn Cardinals," sagte Rouvigny mit fester Stimme.

Marion's Hand griff krampfhaft in das Polster der Armlehne ihres Sessels, die Lippen preßten sich fest auf einander, sie blickte Rouvigny mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Ausdrucke an.

„Man hat von meiner Geburt an viel Sonderbares über mich verbreitet," sagte sie. „Weshalb sollte man nicht noch weiter gehen? Seit wann stehe ich denn in dem Rufe, mit dem ersten Manne des Königreiches geheime Verbindungen zu unterhalten?"

„Seit der Zeit," sagte Rouvigny, „wo auch Sie Reisen machen, Fräulein de Lorme. Ihre Ausflüge, die Gott weiß wohin gehen, welche das Volk für eine Art von Hexenfahrten — Sie verzeihen mir diesen Ausdruck — hält, werden von Ihren Feinden für Missionsreisen gehalten, die Sie im Auftrage des Cardinals unternehmen."

„Lassen Sie die alberne Menge schwatzen," sagte Marion, die Achsel zuckend.

Jede weitere Unterhaltung wurde durch den Lärm abgeschnitten, der aus dem Spielsaale erschallte. Die ganze daselbst befindliche Gesellschaft gerieth nach dem Schluß des Spiels in Aufregung und wogte ziemlich tumultuarisch durcheinander. Diese Unruhe war jedoch kein Vorläufer irgend eines Streites, sondern nur die Folge der langen und tiefen Stille, der angestrengten Aufmerksamkeit, mit welcher die Betheiligten und die Zuschauer den Gang des Spiels verfolgt hatten. Der Baron Chaumier hatte seine Haufen von Dublonen und Dukaten, welche er den Gegnern abgewonnen, wider das Glück des Herrn von Saint-Preuil ins Treffen geführt. Anfangs schien sein Stern sehr hell zu glänzen, denn Saint-Preuil verlor drei Karten hintereinander. Da er stets verdoppelte, stand auf der vierten Karte ein bedeutender Satz. Chaumier verlor, Cinq-Mars wurde unruhig, der Herzog von Brezé schnitt ein ganz wüthendes Gesicht, während Saint-Preuil unerschütterlich gleichgültig blieb. Das Glück hatte aber von diesem Augenblicke an dem Baron Chaumier den Rücken gewendet, er verlor jede Karte, und mit diesen Verlusten gingen auch die Ansprüche der Herrn von Cinq-Mars und Brezé in die Lüfte. Mit einer Art komischer Verzweiflung warf Herr von Chaumier die letzte Hand voll Dublonen auf den Teppich, Cinq-Mars schlug die Karte — der letzte Rest des Geldhaufens war verloren.

„Halten Sie über?" fragte Cinq=Mars.

„Nein," sagte Chaumier lachend, „ich bin gesättigt. Meiner Börse thut das keinen Schaden, wenn ich ein paar tausend solcher Dinger verliere, aber mein Kopf wird wüst und ich verliere zu viel von der angenehmen Gesellschaft."

Cinq=Mars begann zu rechnen und schob Saint=Preuil die Masse des Geldes zu. „Sie verlieren achthundert Dublonen, Herr von Brezé," sagte Cinq=Mars. „So hoch wäre Ihr Antheil gewesen, als der Gewinnst noch auf dem Tische lag."

„Ich habe kein Glück gegen den Herrn von Saint=Preuil," sagte Brezé bitter.

„Im Spiele nicht, Herr Herzog," entgegnete Saint=Preuil. „Vielleicht auf anderen Gebieten. Sie verlieren viel gegen mich."

„Habe ich von Ihnen eine Rechnung über meinen Verlust begehrt, mein Herr?" fuhr Brezé gereizt auf.

„Ich denke auch nicht daran, sie Ihnen zu entwerfen," antwortete Saint=Preuil, „Sie selbst haben behauptet, mir gegenüber unglücklich zu sein, sonst würde ich nicht diese Bemerkung gemacht haben. Uebrigens sollen Sie nicht den Verdruß erleiden, dieses Ihnen einst gehörige Gold in meine Tasche fließen zu sehen. Achthundert Dublonen liegen hier, Saint=Amour, Villiers — meine schönen Kinder, ich bitte, theilt Euch in diesen Gewinnst."

Er schob das Gold der Saint=Amour zu, die einen trillerartigen Ausruf hören ließ und sogleich die Abzählung

begann. Die Uebrigen erhoben sich, laut schallte wieder die Unterhaltung, Saint-Preuil ließ die Geldstücke in seine weiten Taschen gleiten und wendete sich mit stolzen Grüßen, mit einem höhnischen Lächeln seine Oberlippe verziehend, von dem Tische fort.

„Kann man diesen Stolz ungestraft lassen?" knirschte Brezé.

„Sorge nicht, wir werden ihn stürzen," sagte Meilleraye, der während der ganzen Zeit aus der Ecke des Saales die Vorgänge beobachtet hatte.

„Meine Herren," flüsterte Desnoyers, „wir müssen uns das nächste Mal vorsehen. Dieser Herr von Saint-Preuil tractirt uns und unsere Freunde noch mit Stockschlägen, wenn das so weiter geht."

„Sie wurden auch schon von ihm beleidigt," sagte Meilleraye; „auf einem Balle der Königin!"

„Kommen Sie nicht auf dergleichen Dinge," zürnte Desnoyers.

„Ja — es ist richtig. Fräulein von Hautefort gab mir seinetwegen einen Korb — sie wird es bereut haben, denn das zärtliche Verhältniß, welches sie mit Saint-Pruil unterhielt, ist getrennt durch die Unbeständigkeit des abenteuerlichen Capitains."

„Ich könnte den stolzen, frechen Patron mit kaltem Blute umbringen," sagte Meilleraye.

„Sagen Sie Nichts gegen ihn. Sie sehen ja, daß Ihr hoher Verwandter, der Herr Cardinal selbst, ihn gegen

seine Angehörigen in Schutz nimmt, der Cardinal liebt tapfere Leute."

Herr von Desnoyers glaubte sich durch diese Bemerkung hinlänglich für die Bosheit gerächt zu haben, die Herr von Meilleraye gegen ihn losgelassen hatte, als er den Korb des Fräulein von Hautefort erwähnte.

„Pah!" rief Brezé, „lassen wir die paar hundert lumpigen Goldstücke fahren — und gehen wir an das Buffet. Herr Baron von Chaumier, Sie sind ein Unglücksvogel — Sie haben das Mißlingen heraufgezaubert; wenn Sie sich nicht eingebildet hätten, daß ein Spiel gegen Saint-Preuil eine besondere Ehre für Sie sei, hätten wir Alle noch einige Dublonen in der Tasche."

„Ich bin — sehr unglücklich, Sie, Herr Herzog, in dieses Malheur gezogen zu haben — —" stotterte Chaumier. „Aber — —"

„Es ist nur Scherz — kein Wort weiter. Kommen Sie jetzt zu den Damen."

Er führte Chaumier, dessen Kopf vor lauter Befangenheit und Aufregung einer glühenden Eisenkugel gleich sah, an den Trinktisch. Hier bedienten zwei reichgekleidete Pagen die Anwesenden. Gruppen von scherzenden und plaudernden Gästen Marions waren hier in lustiger Unterhaltung begriffen, die Gläser kreisten, und das helle Lachen Saint-Amours übertönte die lauten Späße der Gesellschaft.

Von dem Spielsaale aus war Herr von Saint-Preuil in das Nebenzimmer getreten, woselbst Marion mit Haute-

fort und Ruvigny die so eben geschlossene Unterhaltung gehabt hatte. Der Capitain vermochte in dem Halbdunkel des Zimmers nicht sogleich die beiden Offiziere zu erkennen, er begrüßte daher nur Marion mit besonderer Rücksicht, während er Henri flüchtig zunickte.

„Sie scheinen wieder glücklich gewesen zu sein," sagte Marion, ihm die Hand reichend, „Sie sind es ja immer."

„Nicht immer, Marion," erwiederte Saint-Preuil galant. „Dann nicht, wenn ich von Ihnen entfernt bin." Marion ward trotz ihrer Gewandtheit verlegen.

„Sie haben wohl mein Gesicht nicht erkannt, Herr von Saint-Preuil," sagte jetzt plötzlich Henri von Hautefort sich erhebend, „denn sonst, Herr Capitain, würden Sie gewiß tactvoll genug gewesen sein, in Gegenwart des Bruders der edlen Dame von Hautefort jene Phrase nicht auszusprechen."

Saint-Preuil blickte scharf auf den Sprechenden.

„Herr von Hautefort," sagte er; „ja, in der That, ich erkenne Sie erst jetzt. Sie sind gereizt gegen mich — o freilich, ich darf das dem ritterlichen Bruder nicht übel deuten. Die Beleuchtung dieses Zimmers ist sehr mangelhaft — daher sah ich nicht — ah! Herr von Rouvigny." Er grüßte jetzt sehr höflich.

„Herr Capitain — Sie beginnen auf's Neue zu reizen," fuhr Henri auf, „das Mitleiden, welches aus Ihrer Entschuldigung herausklingt, ist eine Beleidigung für mich und meine Schwester."

„Herr von Hautefort," rief Saint-Preuil zurücktretend, „bedenken Sie, wo wir uns befinden. Ich stand Ihnen einst näher, als es jetzt leider der Fall ist, deshalb will ich diese Worte nicht gehört haben. Wenn Sie als Edelmann und Soldat mir dem Edelmanne und Soldaten sagen, daß ich Ihnen eine Beleidigung zugefügt habe, dann bleibt mir nur eine Frage: „Welche Waffen bestimmen Sie, Herr von Hautefort, um diese Beleidigung zu rächen?"

„O mein Herr, thun Sie diese Frage — ich bitte darum," rief Henri.

„Gemach — meine Freunde — ich gebiete Ihnen zu schweigen," herrschte Marion, zwischen die Erhitzten tretend; „wollen Sie mein Haus zum Schauplatze eines blutigen Drama's machen? soll ich genöthigt sein, meine Thüren den barmherzigen Brüdern zu öffnen, wenn sie kommen, um die Leiche eines Duellanten aus meinem Saale oder Garten zu tragen?"

„Wir brauchen ja nicht Ihr Haus zum Kampfplatz zu machen," rief Henri.

Der Capitain kreuzte seine Arme über der Brust und, Henri mit leichtem Stirnrunzeln betrachtend, sagte er: „Mein Freund, Sie sind außerordentlich kampflustig. Sie wissen, daß es dem Capitain von Saint-Preuil nicht an Muth fehlt, ich habe genug Beweise davon gegeben; wenn ich zögere, meine Klinge mit der Ihrigen zu kreuzen, so wissen Sie auch, weshalb das geschieht. Sie verdammen mich ungehört — Sie erfuhren nur von Ihrer Schwester,

daß ich getrennt von ihr bin, nicht die Gründe — weshalb ich schied — oder sollte Fräulein von Hautefort Ihnen gesagt haben, warum ich sie verließ?"

„Herr von Saint-Preuil, Sie vergessen, daß so zarte Dinge geheim gehalten werden müssen."

„Sie selbst begannen damit, den Schleier des Geheimnisses zu lüften."

„Es ist leider kein Geheimniß mehr, daß Sie meine Schwester verließen."

„Sie irren, Ihre Schwester hat mir die Thür gewiesen."

„Sie mußten auf zartere Weise das Band lösen, wollten Sie frei sein — Sie scheuten sich nicht, im Zorne gegen meine Schwester aufzubrausen, am lichten Tage, nach einer heftigen Scene ihr Haus zu verlassen, um nicht wiederzukehren, Sie wollten sogleich in's Feld ziehen, Sie sind heute noch hier, hier, wo Sie doch den Bruder vermutheten. Ihre Stirn, Herr von Saint-Preuil, ist ebenso hart und stählern wie Ihr Harnisch."

„Sie haben zum Theil Recht, Herr von Hautefort. Nur war ich nicht zornig, sondern bis in das Tiefste meiner Seele hinein erregt; ich habe den hellen lichten Tag nicht gewählt, um Abschied zu nehmen, sondern in dunkler Nacht verließ ich das Haus Maria's von Hautefort."

„Sie schieden von ihr am Vormittage des letzten Montages!"

„Man hat Ihnen eine unrichtige Zeit angegeben. In

der Nacht vom Sonntag zum Montag sah ich Ihre Schwester zum letzten Male. Die Nacht des sechsten Mai wird mir ewig unvergeßlich und ewig in schmerzlicher Erinnerung bleiben," sagte Saint-Preuil mit gepreßter Stimme.

Marion wurde aufmerksam. Beide Gegner schienen Alles um sich her vergessen zu haben; Marion konnte sicher beobachten und ohne einen Blick von Beiden zu verwenden, zog sie sich, rückwärts schreitend, hinter den Sessel zurück, von wo aus sie den weiteren Verlauf abwartete.

„Ich nehme dann einen Theil der Beschuldigungen zurück," fuhr Henri fort, „obwohl es Ihnen zukommt, hier zu erklären: was Sie in jener Nacht des sechsten Mai zu meiner Schwester führte. Sie haben vor meinem Freunde Rouvigny und vor Fräulein de Lorme ausgesprochen, daß Sie zu nächtlicher Stunde das Haus meiner Schwester verließen. Ich verlange, daß Sie erklären, was dort geschah. Es wird nichts sein, so hoffe ich zu Gott, worüber Maria zu erröthen hätte."

„Ich schwöre es Ihnen bei der Soldatenehre des Capitains von Saint-Preuil, daß Ihre Schwester mir stets heilig gewesen ist," rief der Capitain, seine Rechte zum Schwur erhebend, „aber verlangen Sie nicht zu wissen, was in jener Nacht weiter geschah. Forschen Sie nicht danach — selbst nicht bei Ihrer Schwester."

Marions Hals verlängerte sich, ihre Augen bohrten sich an Saint-Preuil fest und ihre Finger bewegten sich leise.

„Sie machen mir keine Furcht, Herr von Saint-Preuil,"

rief Henri. „Was kann geschehen sein? Maria hat kein Geheimniß vor mir, sie darf ihre Handlungen Jedermann offenbaren.“

Henri's Gesicht verrieth trotz seines Ausspruchs über Maria einige Unruhe.

„Herr von Hautefort, Sie werden an diese Warnung denken,“ sagte Saint-Preuil, einen Schritt näher zu Henri tretend. „Was jene Nacht mit ihrem Schleier bedeckte, bleibe verhüllt — möge das einzige Opfer des Schweigens ... mein Glück sein, welches ich bei Maria von Hautefort zu finden hoffte.“

Marion hatte sich ganz in das Dunkel des Zimmers gezogen, dessen Ampel nur ein spärliches, gedämpftes Licht ausbreitete.

„Fast möchte man glauben, daß in der That absonderliche Dinge in jener Nacht bei meiner Schwester, oder doch in Ihrem Beisein vorfielen,“ flüsterte Henri, unsicher werdend.

„Wenn der Capitain von Saint-Preuil es Ihnen sagt — dann dürfen Sie schon glauben, Herr von Hautefort,“ betheuerte der Capitain. „Aber vielleicht,“ fuhr er noch leiser redend fort, „vielleicht bedürfen Sie eines Beweises, und diesen Beweis liefert wohl ein Wort, welches ich Ihnen als Warnung zugleich sagen will.“

Er legte seine Hände auf Henri's Schultern, zog ihn mit einem kurzen Rucke an sich und raunte ihm in's Ohr: „Vendôme!“

Henri packte des Capitains Arm mit kräftigem Griffe, er wankte und stammelte: „Zum dritten Male!“ Fast zu gleicher Zeit ertönte ein Ruf der Ueberraschung aus der Ecke des Zimmers — Marion hatte trotz aller Vorsicht Saint-Preuils den Namen gehört. Das laute Gelächter der Gesellschaft im Speisesaale verhinderte Saint-Preuil und die Offiziere, jenen Ausruf zu vernehmen.

„Was Sie damit sagen wollen, weiß ich nicht,“ erwiederte Henri gefaßt.

„Ich glaube es wohl, mein Freund, daß es für Sie das Beste ist, so zu sprechen —“

„Aber wie — wie könnte meine Schwester mit dieser räthselhaften, geheimnißvollen Begebenheit in Verbindung stehen?“ rief Henri, in dessen Gedanken sich die schrecklichsten Vorstellungen kreuzten.

„Hier endet meine ganze Macht. Versuchen Sie nie das Dunkel zu lüften — aber beherzigen Sie die Warnung und wenn ein Gelöbniß Sie unaufhaltsam dem Verhängniß entgegenführt, dann gedenken Sie meiner. Leben Sie wohl, vielleicht führt Ihr gefährlicher Pfad Sie mir einst wieder entgegen.“

Er verließ hastig das Zimmer.

„Es ist wiederum eine Warnung!“ flüsterte Henri Rouvigny zu.

„Sicherlich ist etwas an den Tag gekommen.“

„Ohne Zweifel. Wir dürfen nicht länger zögern. Fort

— mit Tagesanbruch müssen wir auf dem Wege nach Chateau-d'Anet sein."

„Zu Pferde, zu Pferde!" mahnte Rouvigny.

„Wo ist Marion geblieben?"

„Sie hatte das Zimmer schon bei Beginn unseres Gespräches mit Saint-Preuil verlassen."

Beide suchten die Vorzimmer auf, wo der Schweizer Wache über die Hüte, Mäntel und Mantillen der Gäste hielt.

„Sie wollen auch schon aufbrechen, meine Herren?" sagte Cinq-Mars, dem ein Diener soeben die mit Seide gefütterte Casaque umhing.

„Ja," antwortete Henri kurz.

„Haben Sie verloren?" fragte Cinq-Mars lachend.

„Ich habe keine Taille gegen Herrn von Saint-Preuil gespielt."

Alle Drei gingen schweigend über den Flur des Hauses.

„Ist das nicht Herr von Saint-Preuil?" fragte Cinq-Mars.

„Ja! er kommt aus dem Garten."

Saint-Preuil trat in den Flur. Er hatte seinen Mantel übergeschlagen und seinen Degen mit der linken Hand gefaßt, so daß dessen Gefäß aus dem Mantel hervorragte, um schnell und sicher erfaßt werden zu können.

„Sie haben sich wohl auf nächtliche Abenteuer vorbereitet," scherzte Cinq-Mars.

„O nein, Herr Garderobemeister! aber ich habe die

Taschen voll Dublonen, die Sie mir zuwendeten, und an Räubern fehlt es in dem guten Paris nicht."

„An Räubern und an Bravo's nicht, letztere ganz nach dem Muster der italienischen Schule. Seitdem der Italiener Mazarini bei dem Herrn Cardinal zu Ansehen gelangt ist, werden die Moden aus dem Süden sehr protegirt."

„Man befand sich bereits auf der Gasse, als Cinq=Mars diese kühnen Worte sprach. Henri und Rouvigny stießen einander an.

„Sie sagen das? Sie, ein ehemaliges Schooßkind des Herrn Cardinals?" sagte Saint=Preuil verwundert, „derselbe junge Mann, den Richelieu in den Dienst des Königs brachte?"

„Der sich aber weigert, im Dienste des Königs und dem des Herrn Cardinals zugleich zu stehen. O — ich weiß sehr wohl, man hält mich für ein Werkzeug der Rothen Eminenz. Aber die Zeit wird kommen, wo ich den Leuten beweisen werde, daß sie sich irrten."

Ein Cavalier, dem zwei Diener mit Fackeln in den Händen voraussch ritten, nahte dem Hause Marions.

„Wer da?" rief der eine Fackelträger, als er die vier Gestalten vor sich sah.

„Ruhige Leute," antwortete Cinq=Mars. „Sieh da, Herr Herzog von Meilleraye."

Der Cavalier lüftete seinen Hut.

„Herr von Cinq=Mars," sagte er, „Capitain Saint=Preuil, Herr von Hautefort, Herr von Rouvigny?"

Er betrachtete, mißtrauische Blicke werfend, die vier Männer.

„Wie — so spät in der Nacht eine Versammlung auf dunkler Straße?“ fuhr er fort.

„Wir conspiriren,“ lachte Cinq-Mars.

„Wir holen Athem, Herr Herzog.“

„Viele von uns werden ihn brauchen, Herr von Cinq-Mars. Sie zum Beispiel, Herr von Saint-Preuil.“

„Ich habe immer Athem genug, wenn es gegen die Feinde geht.“

„Auch wohl bei dem schönen Geschlechte, um Artigkeiten zu sagen. Sie sind ein gesuchter Gesellschafter. Der Name Saint-Preuil wird allgemein mit großem Lobe genannt.“

„Nicht so wie der Name la Meilleraye,“ entgegnete Saint-Preuil. „Es ist nicht genug an einem Vertreter desselben. Im lustigen Kreise der Marion de Lorme sieht man gern zwei Meillerayes, darum eilen Sie nur, Herr Marschall. Sie werden bei den Saint-Amours, Villiers und so weiter Ihren Herrn Sohn finden.“

„Der alte Marschall biß sich auf die Lippe. Er wußte, wie arg die Spötter in Paris seine Geckenhaftigkeit, in Folge deren er dem Sohn die Siege in der Galanterie mißgönnte, geißelten.

„Herr von Saint-Preuil,“ sagte er barsch, Sie werden wohl thun, sich um andere Dinge zu kümmern. Wenn Sie in Ihre Wohnung kommen, finden Sie sicherlich den Befehl

vor, der Sie augenblicklich nach Dourlens ruft. Sie gehören von heute ab zu meinem Armeecorps. Ich breche sofort nach dem Artois auf und bin von morgen an Ihr Commandeur, da Ihr Gouvernement Dourlens unter meinen Befehl gestellt ist. Gute Nacht."

Er ging auf die Hausthür zu. Saint-Preuil lächelte boshaft, einer seiner größten Feinde war sein Vorgesetzter geworden.

„Das ist ein Freund, ein Vetter des Herrn Cardinals," rief Cinq-Mars, „hüten Sie sich vor diesem alten Herrn, Capitain. Von mir haben Sie wirklich Nichts zu fürchten."

„So lange dieser hier in gutem Stande ist, sorge ich nicht," rief Saint-Preuil, an seinen Degen schlagend. „Hüten Sie sich selbst, Herr von Cinq-Mars. Sie pochen auf des Königs Gunst, aber Ihr Kopf steht nicht so fest als der meine."

„Einer von unseren beiden Köpfen muß doch zuerst fallen," sagte Cinq-Mars lustig, „und wer den anderen überlebt, macht ihm die Grabschrift. Gute Nacht."

Er eilte die Gasse entlang.

„Leben Sie wohl noch einmal, Herr von Hautefort," sagte Saint-Preuil. „Wahren Sie sich, meine Herren! Sie sehen und hören, wie unsicher die Köpfe auf den Schultern sind — auch die Ihren scheinen mir zu wackeln, und vielleicht sitzt mein Haupt nicht fester."

Seinen Degen fassend, verließ er die jungen Leute.

„Was war das Alles?" sagte Henri. „Cinq-Mars —

sollte er wirklich ein Feind des Cardinals sein? o — er wäre ein vortrefflicher Verbündeter."

---

In dem Speisesaale Marions fand während all dieser kleinen Vorfälle ein ganz anderes Treiben statt. Die Lustigkeit war entschwunden — sie hatte der Ausgelassenheit Platz gemacht. Die Cavaliere, denen der stolze Saint-Preuil und einige andere Gäste noch im Wege gestanden, ließen ihrem Muthwillen, ihrer Ungebundenheit die Zügel schießen. Der Wein perlte in den Krystallpokalen, die Zungen bewegten sich ohne Zwang und aus den halbheiseren Kehlen schallten Lieder, welche das Glück der Liebe, der Freiheit und des zügellosen Daseins priesen — es war eine wüste Scene, die Marion, auf der Schwelle des Nebengemaches stehend, mit leichtem Kopfschütteln betrachtete. Hin und wieder taumelte aus dem Chaos der Trinker, Sänger und Schreier ein mit der Gabe des Bacchus zu reichlich Beladener wankenden Schrittes hervor, gewöhnlich nahte er der schönen Herrin des Hauses, um ihr stammelnd ein Glas zu reichen.

Einer dieser Gäste war der Baron von Chaumier. Die ungewöhnliche Aufregung durch Spiel, Wein, glänzende und ihm ganz neue Unterhaltung erzeugt, hatte den Baron in jenen Zustand versetzt, der die Mitte zwischen Wachen und Träumen hält, in welchem der Geist noch nicht vollständig durch die Dämonen des Weines gefesselt ist, der Körper

aber nur noch mühsam gehorcht. Der Baron Chaumier taumelte heran. „Göttin — erhabenes Wesen," rief er, das Glas so schwenkend, daß der größte Theil des Weines auf den Boden floß, „gestatte mir, Unvergleichliche, den Dank für diesen genußreichen Abend darzubringen."

Desnoyers, welcher als Führer des Landjunkers stets in einer gewissen Unruhe schwebte, war bald an der Seite seines Zöglings. Er nahm seinen Arm und versuchte ihn fortzuziehen.

„Desnoyers — Freund, lassen Sie mich — ich bin zu sehr entzückt — lassen Sie mich," bat Chaumier mit jenem wehmüthigen Tone, den gutherzige Trinker unwillkürlich anschlagen, wenn der Wein ihnen zu Kopfe steigt.

Marion lächelte mitleidig, aber Desnoyers trat zwischen seinen Freund und die Dame.

„Weisen Sie den Zudringlichen ab," sagte er. „Ich schaffe ihn so bald wie möglich fort."

„Nicht doch so eilig, lieber Desnoyers," beruhigte Marion, der ähnliche Scenen in ihrem Hause oft genug vorgekommen waren, „führen Sie den guten Baron ein wenig hier in dieses Zimmer, lassen wir ihn erst zur Besinnung kommen."

Desnoyers zog den Berauschten in das kleine Gemach, woselbst dieser auf einen Sessel niedergelassen wurde.

„Fräulein de Lorme," stöhnte er, „ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, aber die Fülle von Genüssen —"

„Ei, liebster Baron, Sie sind entschuldigt — beruhigen Sie Ihre erregten Nerven."

Marion blieb in der Nähe des Barons.

„Verlassen Sie doch die Gesellschaft nicht, Desnoyers," bat sie, „Ihr Freund mag sich ausruhen.

Desnoyers verließ das Zimmer.

„Ah — es ist gut — lassen Sie ihn fort," rief der Landjunker. „Ich fühle es, einige Minuten der Ruhe werden meine gestörten Lebensgeister wieder zur Ordnung rufen."

Marion hatte ein Glas mit Eiswasser ergriffen und reichte es dem Baron, der hastig den kühlen Trunk hinunterschlürfte.

„Wahrhaftig," rief er, ein wenig nüchterner, „Sie verbreiten Wonne und Behagen, wo Sie sich auch sehen lassen. Ich habe mir nie denken können, daß Sie so schlimm sein sollten, wie man Sie hie und da schildert."

„Und wer ist es denn, der mich so abscheulich hinstellt?" sagte Marion.

„O — keine Klatschereien! Ich hörte das nur so nebenbei."

„Reden Sie doch, Baron," lachte die de Lorme, „es macht mir Spaß. Was schwatzt man denn von mir?"

Chaumier blinzelte mit seinen blöden, vom Weine erhitzten Augen, seine Schläfen pochten heftig und ein seltsamer Ton entrang sich seiner heißen Kehle. „Allerlei — allerlei reden die Leute — die Esel! Ist es denn wahr,

daß der Cardinal Richelieu Sie bis zur Schwärmerei liebt?"

„Albernheiten!"

Marion trat dem Baron näher.

„Ich stehe dem Herrn Cardinal nicht näher oder ferner, als hundert andere Damen von Ruf in Paris es thun."

„Es wäre kein Wunder, Fräulein, wenn es sich so verhielte, wie das Gerücht behauptet. Sie könnten den heiligen Antonius wankend machen."

„Sie sind zu gütig. Wie! ich stünde also in Beziehungen zum Herrn Cardinal?"

„So sagt man."

Er trank wieder einen tüchtigen Schluck Eiswasser.

„Ei — das müssen Sie mir doch erzählen," bat Marion. „Ich bin sehr neugierig, liebster Baron."

„Possen — —"

„Nein, mein Theuerster, bedenken Sie, daß es wichtig genug für mich ist, zu erfahren, wie weit die Unverschämtheit meiner Feinde geht. Der Cardinal ist nicht nur Minister — er ist ein Fürst der Kirche. Es hieße ihn arg verläumden, wollte man ihn in solche Verbindung mit mir zu bringen suchen, in eine Verbindung, die seinem Gelübde — —"

„Ach, darüber ließe sich viel sprechen," lallte Chaumier. „Ich könnte etwas erzählen — —"

Marion rückte dicht an den Sessel des Barons. „Was können Sie erzählen. Der Cardinal — —"

„Ist ein Mensch wie jeder andere. Glauben Sie mir. Er hat seine Schwächen. Er war Cavalier, bevor er den rothen Hut erhielt, und was aus jener Zeit stammt, mag ihm freilich heute nicht willkommen sein, deshalb breitet er den Schleier drüber. Aber wir in der Einsamkeit des Landlebens, wir, die in stillen Herrensitzen wohnen — —"

Er hielt inne, seine brennende Schläfe zu kühlen, und fuhr mit dem Tuche über die Stirn.

„Nun, Sie — Sie? was wissen Sie?" drängte ihn Marion.

„Wir erfahren auf dem Lande Dinge — da giebt es Leute, die ganz einsam leben oder sich mühsam von ihrem Acker, einer Mühle oder sonstiger Arbeit nähren. Plötzlich erscheint in dem Hause solcher Leute ein schöner Knabe oder ein noch schöneres Mädchen — die groben Kleider können ihre feine Gestalt nicht verbergen — dergleichen Kinder sind von irgend einer hohen Person in die Kost dorthin gegeben. Sie verstehen mich?"

Marions Gesicht verrieth den Ausdruck höchster Spannung.

„Und ein solches Kind? Nun, was soll das in Verbindung mit dem Herrn Cardinal?"

„Hä! hä! ja, das möchten Sie wissen?"

„Es ist unrecht von Ihnen, Baron, solche Andeutungen zu machen. Ich breche das Gespräch ab."

„Ach, jetzt sind Sie böse. Nicht doch. Ich kann es Ihnen wohl sagen. Sie werden zu schweigen wissen, denn

es würde dem Herrn Cardinal einige unangenehme Stunden machen, wüßte er, daß es Leute giebt, welche seine Geheimnisse kennen."

Marion legte ihr Haupt fast an den Mund des Barons, der auffallend undeutlich sprach. Der Wein machte seine Zunge schwer, und er sprach in längeren Absätzen.

„Ich bin neben vielen andern Dingen auch Patronatsherr. In dieser Eigenschaft wurde ich denn eines Tages — oder vielmehr in einer Nacht zu der alten Férard gerufen. Ach so — Sie wissen nicht, wer die Férard ist. Es war eine alte Hausbesitzerin auf meinem Gute, die sich durch Spinnen ernährte, aber sie konnte viel mehr ausgeben, als ihr die Spinnerei einbrachte — woher kam das? — nun sie hatte ein bildhübsches Mädchen bei sich — eine Enkelin, wie sie sagte — was ihr Keiner so recht glauben wollte — —"

„Nun, Sie kamen zu ihr?"

„Ja. Als sie im Sterben lag, ließ sie die Gerichte holen. Der Beichtvater hatte sie schon verlassen. Und der muß ihr wohl einen Rath gegeben haben, denn sie wollte einen gerichtlichen Actus aufnehmen lassen. Es mußte was Wichtiges sein, weil sie mich, den obersten Gerichtsherrn, holen ließ. Sie blieb auch mit mir allein im Zimmer und gestand mir — kommen Sie einmal näher, Fräulein."

Er flüsterte Marion etwas in's Ohr. Das Gehörte mußte für dieselbe von größter Wichtigkeit sein, denn Marion schnellte empor, als werde sie durch den Druck einer Feder in die Höhe gehoben.

„Das wußten Sie?“ rief sie. „Und Sie machten keine Meldung davon?“

„Am folgenden Tag war die Alte todt. Ich fand keine Papiere in ihrem Schranke und — das hübsche Mädchen war verschwunden.“

„Wie! wer hatte sie entführt?“

„Ich weiß es nicht. Aber nun kommt es. Hören Sie.“

Der Baron athmete schwer, seine Mundwinkel zuckten und die Stimme wurde plötzlich ganz matt.

„Alle Nachforschungen waren vergebens; da plötzlich, nach zwei Jahren erschien das Mädchen wieder — und seltsamer Weise auf einem Gute, welches dicht an das meinige stößt. Es ist kein Vierteljahr her, daß ich sie wieder sah. Ich wollte sogleich meine Maßregeln treffen, aber Geschäfte riefen mich nach Paris und ich mußte natürlich sorgfältig schweigen.“

„Aber wo — wo ist das Mädchen?“

„Auf dem mir benachbarten Gute.“

„Sie haben, wie Sie heute sagten, viele Güter. Welches ist es, in dessen Nähe jenes Mädchen sich befindet?“

Marion blickte während dieser Fragen durch die Thüre, um sich zu versichern, daß Niemand lausche. Der Baron antwortete nicht. Als sie ihn wieder anblickte, fuhr sie betroffen zurück. Das Gesicht Chanmiers hatte sich furchtbar verändert, die Augen standen weit offen, der Mund war verzogen, eine bläuliche Farbe lagerte auf Stirn und Schläfe, mühsam und röchelnd athmete er.

„Um des Himmels willen, was ist Ihnen geschehen?“ rief Marion.

Der Baron antwortete nicht.

„Hilfe! Hilfe!“ kreischte Marion.

Aus dem Nebensaale stürzte Alles herbei — die noch lächelnden Gesichter wurden ernst, die Lieder verstummten.

„Dem Baron von Chaumier ist ein Unglück widerfahren,“ rief Marion. „Wasser! Hilfe!“

Alle liefen besorgt durcheinander.

„Einen Arzt — einen Arzt.“

Zwei Diener eilten hinaus. Während ihrer Abwesenheit wurden allerlei Versuche gemacht, Wasserumschläge auf die Stirn gedrückt, Riechflaschen unter des Barons Nase gehalten. Zum Glück fand sich ein Arzt in der Nähe.

„Es ist ein Schlagfluß,“ sagte der Doctor, der wie ein Gespenst in seiner schwarzen Robe mitten unter diese ausgelassene Gesellschaft trat. „Schnell ein Becken, ich muß eine Ader schlagen.“

Die Damen verfärbten sich, sie liefen hinaus. Desnoyers blieb mit einigen Herren und Marion bei dem Kranken. Der Doctor fuhr mit der Lanzette in den entblößten Arm — das Blut kam nur langsam, tropfenweise.

„Lassen Sie schnell eine Sänfte holen,“ flüsterte der Doctor Marion zu, „wenn Sie nicht eine Leiche in Ihrem Hause haben wollen.“

Marion schauderte. Inmitten dieser lustigen, frivolen Genossen erschien der Tod und riß einen derselben hinweg

von dem Taumel, ihm mit eiserner Kralle die Kehle zuschnürend, die noch vor Kurzem leichtfertige Lieder gejohlt, durch welche der Zecher Ströme feurigen Weines gegossen hatte. Und er schied, ohne ein für Marion wichtiges Bekenntniß zu vollenden. Sie hätte viel darum gegeben, wenn die Lippen des Unglücklichen noch zwei Minuten länger geöffnet geblieben wären.

„Ist keine Rettung, Doctor?“ rief sie.

„Möglich ist es — aber ich fürchte, es ist vorbei mit ihm.“

„Ich wußte, daß dieser Mann uns Unheil bringen würde, als ich ihn heute sah,“ sagte Marion zu dem bestürzten Desnoyers.

„Die Sänfte ist bereit,“ meldete ein Diener.

Unter Leitung des Arztes ward der nur noch leise röchelnde Chaumier in die Sänfte getragen. Langsam, ohne Abschied zu nehmen, folgten die Gäste. Der Saal — das Haus ward öde, selbst die Diener blieben im Flur. Durch die geöffneten Fenster strich der Nachtwind und bewegte die Kerzen, welche nur noch das bunte Gewirr von Gläsern, Stühlen, verstreuten Blumen und sonstigen Ueberbleibseln von Toilettenstücken beleuchteten. Gleich Schatten gingen Marion und ihre Schwester durch den wüsten Raum.

„Es war eine schauerliche Scene,“ sagte Marion fröstelnd und ihre Spitzenmantille fester anziehend, vor dem Hauche des hereinströmenden Windes.

„Es ist abscheulich!“ zürnte Charlotte. „Morgen wird ganz Paris von dem Vorfall wissen. Die Rambouillets werden triumphiren!“

Marion achtete nicht auf die Worte.

„Lege mir meinen Pagenanzug zurecht!“ sagte sie. Morgen Abend muß ich eine Wanderung unternehmen. Ich habe viel — sehr viel zu berichten!“

## VI.

## Die drei Spione des Herrn Cardinals.

In dem heutigen Palais Royal, ehemals „Palais Cardinal,“ befindet sich — oder befand sich noch vor einigen Jahren — eine kleine Treppe, welche, tief in die Wand gelassen, zu einer Thür führte, die sich nach innen und außen öffnen ließ, so daß der Hinausschreitende zu gleicher Zeit mit dem Eintretenden die Thüre passiren konnte, ohne daß einer den anderen gesehen hätte. Diese Treppe nebst Thüre hat zu verschiedenen Zwecken gedient. Der Cardinal Richelieu, welcher das Machwerk hatte herrichten lassen, etablirte hinter der kleinen Thüre sein Arbeitscabinet. Die Thür selbst wurde durch eine Landkarte maskirt, welche auf das Holz gemalt war. Die Treppe lief an ihrem Fuße in einen kleinen Corridor aus, der bis zum Vorzimmer ging, das man, vom allgemeinen Eingange herkommend, betrat, wenn man öffentlich, ohne Heimlichkeit zum Cardinal ging. Die besonderen und geheimen Vertrauten Seiner Eminenz, die Agenten und Spione gingen durch das Vorzimmer in eine kleine Seitennische, deren Hintergrund ein

Getäfel schloß. Dasselbe konnte leicht verschoben werden, man trat dann in den Corridor und gelangte an den Fuß der besagten Treppe, um über dieselbe durch die kleine Thür in des Cardinals Zimmer zu treten. Später, nachdem der große Cardinal verschieden und sein kleinerer Nachfolger, Mazarin, in den Besitz des Amtes eines Premierministers gekommen war, wurde die Treppe dennoch wieder benutzt. Vom Dunkel der Nacht beschirmt, ging Mazarin diese Treppe hinan, um in die Gemächer Anna's von Oesterreich, der Königin Mutter zu kommen, welche das Palais Cardinal mit ihren Söhnen Ludwig und Philipp bewohnte und ihre Wohnung Palais Royal taufte. Die Promenaden Mazarins über diesen Corridor und diese Treppe blieben nicht verborgen und sie verriethen zuerst das Geheimniß von der Verheirathung des Cardinals mit der Königin Mutter. Als die Fronde ihre Unruhen begann und endlich die offene Empörung ausbrach, flüchtete die Königin Mutter mit dem Dauphin über diese kleine Treppe in den Hof des Palais, wo die von Musketieren begleitete Kutsche hielt.

Zu der Zeit unserer Erzählung, am Abend nach den so eben berichteten Ereignissen, saß Bournais, der Kammerdiener des Herrn Cardinals, in der Nähe der Wandkarte oder der geheimen Thür auf einem kleinen Tabouret. Ihm gegenüber befand sich ein Kaminschirm, der wieder die Wandkarte verdeckte, so daß die Eintretenden nicht sogleich in das Gemach blicken und auch nicht von den im Zimmer Be-

findlichen gesehen werden konnten. Die Ausschmückung dieses Zimmers war sehr einfach, das heißt, es waren nicht vielerlei Luxusmöbel darin, sondern ungeheure Bücherschränke, mit prächtig eingebundenen Büchern gefüllt, umstanden die Wände. Zwischen den beiden hohen Fenstern war ein mächtiger Schreibtisch zu sehen, daneben standen zwei kleinere Tische, auf denen ganze Haufen von Papieren, Briefen und Acten lagen. Dazwischen guckten zierliche Mappen hervor und hinter dem großen Schreibtische war ein etwa fünf Fuß im Durchmesser haltender Globus aufgestellt, dessen Oberfläche eine Menge röthlicher Wachspflästerchen bedeckten. Ein lebensgroßes Portrait des Ministers Sully hing an der rechts von der geheimen Thür sich hinziehenden Wand. Darunter waren zwei kostbare spanische Stoßdegen über Kreuz aufgehängt. Der schön verzierte Kaminsims trug eine Uhr von trefflicher Arbeit, deren silbernes Zifferblatt die Inschrift zeigte: Grata superveniet, quae non sperabitur hora. Auf einem kleinen dreifüßigen Tische war ein Relief des Planes der Belagerung von La Rochelle aufgestellt. An dem großen Schreibtische saß ein Mann in feiner schwarzer Kleidung und schrieb. Der Herr und Eigenthümer des Zimmers, mithin des Palastes, der Cardinal Richelieu, ging in seiner rothen Hausrobe im Zimmer auf und ab, wobei er die Hände auf dem Rücken hielt. Er dictirte mit lauter Stimme einen Brief dem schreibenden Manne, seinem Secretair Chavigny, den er sehr lieb hatte, weshalb das auch nicht unwahrscheinliche Gerücht umher-

lief: Herr von Chavigny sei ein natürlicher Sohn des Cardinals.

„Und haben sich somit die Herren bei dem bevorstehenden Feldzuge genau darnach zu richten," dictirte der Cardinal.

„Richten," wiederholte Chavigny.

„Solches ist Unser Wille," fuhr der Cardinal fort.

„Wille," repitirte Chavigny.

„Es ist gut," sagte der Cardinal, „das war der Schluß."

Chavigny präsentirte die Feder.

„Wozu?" fragte Richelieu.

„Euer Eminenz haben Ihren Namen darunter zu schreiben."

„Fanfaron!" lachte der Cardinal. „Wenn in dem Briefe steht, „Unser Wille," da kann doch nur der König seine Unterschrift geben."

Chavigny zuckte die Achsel.

„Uebrigens bin ich ganz einverstanden mit diesem Befehle," fuhr Richelieu fort. „Den Herren Gouverneuren und Feldmarschällen muß die größte Schonung der Feinde und Freunde empfohlen werden. Ein Mißbrauch der Gewalt ist auf das Schwerste zu ahnden. Solche Treulosigkeiten, Chikanen und Bedrückungen, Wortbrüche und Nichthalten abgeschlossener Verträge schaden uns mehr als verlorene Schlachten. Deshalb hat der König auf meinen Rath die härtesten Strafen dictirt, wenn ein Versehen gegen diese Befehle vorkommen sollte. Stecke die Urkunde in

Deine Mappe, damit ich sie morgen Seiner Majestät zur Unterschrift vorlegen kann. Sie muß dann in den Bureaux kopirt werden. Machen wir Feierabend."

Ein dumpfes Schnurren ertönte unter dem Schreibtische hervor, gleich darauf erschien ein ungeheurer schwarzer Kater, der sich ganz ungenirt an den Beinen Seiner Eminenz rieb, dabei einen Buckel machte, mit den Pfoten trippelte und tigerartig seinen Schweif spielen ließ.

„Ah — guten Abend —" sagte der Cardinal, das Ungethüm streichelnd, „Du hast schon geschlafen, Sarroque."

Der Cardinal nannte seinen Lieblingskater — Sarroque zum größten Verdrusse des Königs, denn einer der Mörder des Marschalls d'Ancre hatte den Namen Sarroque geführt. Gerade als der Cardinal Sarroque emporheben wollte, klopfte es an die geheime Thür.

„Ah — da kommen Rapporte," sagte Richelieu. „Nun wird es interessant. Oeffne, Bournais."

Bournais trat hinter den Schirm, welcher die geheime Thür deckte, und öffnete. Eine Person schlüpfte in das Zimmer.

„Wer ist es?" fragte der Cardinal.

„Aus der Straße Saint-Thomas du Louvre," antwortete Bournais.

„Ah!" machte der Cardinal und setzte sich behaglich in den Fauteuil, „nur näher."

Bournais schob ein wenig den Schirm bei Seite und ließ die Erwartete in das Zimmer. Es war eine Person,

welche wir schon kennen lernten, die aber gewiß Niemand für würdig gehalten hätte, in dem Palais Cardinal, vor dem größten Staatsmanne seiner Zeit erscheinen zu dürfen. Es war die dicke Köchin des Hotel Rambouillet, die belobte Mattelotte-Zirphea. Sie mußte diesen Weg schon öfter eingeschlagen und das furchterweckende Antlitz des Cardinals bereits früher gesehen haben, denn sie blieb ohne Zeichen der Befangenheit ein paar Schritte vor Richelieu stehen, knixte ziemlich unbeholfen und sagte dann:

„Guten Abend, Eminenz."

„Guten Abend," erwiderte die Eminenz. „Das ist ja schön. Ihr kommt zur rechten Stunde — ungerufen zwar, aber das ist eben ein Beweis von der Wichtigkeit Eurer Nachrichten. Siehst Du, Chavigny," sagte er lächelnd, sich zu dem Secretair wendend, „wie gut ich bedient bin? aus allen Klassen der Gesellschaft nehme ich meine Freunde. Also, Mattelotte, was bringt Ihr?"

Mattelotte faltete die Hände über ihre Brust und begann: „Lieber Himmel — ich thue doch eigentlich sehr unrecht, daß ich meine gnädige Herrschaft so hintergehe — ich bin —"

„Weiter, weiter," sagte der Cardinal, „diesen Anfang des Textes kenne ich. Jedes Mal beginnen meine Agenten mit demselben Weherufe über ihre Sünden, aber sie nehmen nachher die Dukaten. Zur Sache. Was giebt es zu berichten?"

„Eigentlich nicht viel — so gut wie Nichts!"

„Hat man nur über mich geschimpft? über mein Ministerium gespöttelt? hat Eure alte verrückte Frau von Rambouillet die Anordnungen zum Kriege getadelt oder haben ein paar alte Jungfern bedauert, daß ich ihnen die Einkünfte der Pensionen geschmälert habe?"

„Das nicht, gnädigster Herr. Ich habe eigentlich nichts weiter zu berichten, als eine kleine Unterredung, die zwischen einem Herrn und einer Dame in einer Fensternische stattfand."

„Oh — das ist ein wichtiger Ort. In den alten Ritterromanen spielen die Fensternischen große Rollen. Du mußte nämlich wissen, Chavigny, daß Mattelotte sehr in der Litteratur zu Hause ist. Die Gesellschaft im Hotel Rambouillet steckt an und daher datirt auch ihre Bekanntschaft mit Bois-Robert, der sie unten in der Küche für mich angeworben hat, während man ihn oben bekrittelte. Nun — wer waren denn die Beiden, der Herr und die Dame?"

„Das Fräulein Maria von Hautefort und ihr Bruder Henri."

Richelieus Augen öffneten sich weit, er machte eine schnelle, Bewegung nach vorwärts mit seinem Oberkörper und setzte den Kater Sarroque, den er auf seinem Schoße hielt, ziemlich unsanft auf den Erdboden.

„Diese Beiden waren es also? — hm — und was? was sprachen sie?"

„Ich war nämlich mit dem Decken des Tisches beschäftigt," fuhr die Spionin fort, „als ich Beide in die

Nische schlüpfen sah, blieb ich in deren Nähe — weil Herr Bois-Robert mir den Auftrag gegeben hat, dem Herrn von Hautefort aufzupassen. Nun hörte ich, wie das Fräulein mit ihrem Bruder von der Flatterhaftigkeit des Herrn von Saint-Preuil sprach, wie der junge Mann sie beklagte, aber sie damit tröstete, daß ihr eine große Zukunft beschieden sei und daß — warten Sie ein mal — ja — richtig, so war es, daß diese gute Zeit für Fräulein von Hautefort herangekommen sein würde, wenn — wenn —"

„Nun — wenn?" fragte der Cardinal, ungeduldig über das Stocken Mattelottes.

„Wenn erst der Stein, der Allen den Weg zur Gnade des Königs versperre, zertrümmert sein werde."

„Der Stein — ha, der Stein!" rief der Cardinal, „Chavigny, hörst Du?" sagte er in italienischer Sprache. „Dieser Stein bin ich. Nun und dann," wendete er sich wieder zu Mattelotte, „hörtet Ihr nicht, auf welche Weise dieser Stein beseitigt werden soll?"

„Nein. Nur meinte Herr von Hautefort, es wären viele Steinhauer damit beschäftigt, ihn zu zerbröckeln."

Richelieus Gesicht nahm plötzlich einen ernsten Ausdruck an, er fixirte die Köchin scharf. Er las deutlich auf dem verschmitzten, dummpfiffigen Antlitze der Spionin, daß sie recht wohl begriff, um wessen Beseitigung es sich handle.

„Und das Fräulein von Hautefort? was that diese?" examinirte er weiter.

„Sie lachte den Bruder ein wenig aus. Rieth ihm,

Zerstreuung zu suchen und kleine Reisen, etwa solche, wie er zum Herzoge von Vendôme gemacht habe, wieder zu unternehmen.“

„Vendôme! und was antwortete Herr von Hautefort seiner Schwester auf diesen Vorschlag?“

„Ei! — der schien sehr betroffen darüber. Er fuhr ganz heftig empor und fragte seine Schwester, woher sie wisse, daß er solche Reisen unternehme? Darauf sagte sie: von Herrn Chavigny.“

Bei Nennung seines Namens schreckte der Secretair empor.

„Eminenz, ich kann mit dem heiligsten Eide schwören — —,“ begann er von dem Tische her, wieder in italienischer Sprache.

„Daß Du nichts gesagt hast,“ fiel der Cardinal ein, „das brauchst Du nicht zu betheuern. Ich weiß es. Die Nennung Deines Namens durch die Hautefort geschah nur, um ihrem Bruder die Nähe der Gefahr recht deutlich zu zeigen. Was sprach sie weiter, Mattelotte?“

„Sie rieth ihm, wenn er künftig reisen wolle, recht vorsichtig zu sein, da Herr von Hautefort besonders erschrocken war, als das Fräulein den Namen des Herrn Chavigny nannte.“

„Sie hat, wie ich ihr gerathen, dem Verschwörer auf den Zahn gefühlt — als sie die Richtigkeit meines Verdachtes erfuhr, warnte sie ihn — sie wird plaudern,“ sagte der Cardinal zu sich selbst.

„Als nun die Unterredung vorüber war — was geschah da?"

„Da setzte man sich zur Tafel," rapportirte Mattelotte. „Aber der Herr von Hautefort zog den Herrn von Rouvigny bei Seite und sprach leise und in großer Erregung mit ihm."

Richelieu erhob sich, ging an den Schreibtisch, nahm aus einem der Seitenkästchen eine kleine Mappe, zog ein Blatt Papier daraus hervor und durchflog die auf demselben befindliche Schrift.

„Rouvigny," murmelte er leise, „es ist richtig — auch dieser Bursche ist mit im Complott."

Mattelotte stand schweigend.

„Weiter ist Nichts zu berichten?"

„Was sonst noch geschah, ist ohne große Bedeutung."

Drei stärkere Schläge gegen die Thür unterbrachen die Spionin. —

„Es wird aus dem Louvre eine Botschaft sein," meinte der Cardinal.

„Mattelotte, Eure Nachrichten waren trefflich — hier mein Dank."

Der Cardinal griff in eine brozene Schale, welche, bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt, auf dem Schreibtische stand und ließ ein halbes Dutzend Münzen in die rothe Hand der Köchin gleiten. Die treulose Magd des Hotel Rambouillet stotterte einige Dankesworte — —

„Schon gut," sagte der Cardinal winkend, „immer recht

aufpassen! die Rapporte pünktlich bringen und — schweigen. Ihr wißt, was sonst geschieht. Bois-Robert hat Euch die Geschichte von dem Monsieur Chesne erzählt, der mein Vertrauen täuschte — er ist nicht wieder an das Tageslicht gekommen."

Mattelotte erzitterte.

„Laß sie hinaus, Bournais — in der rechten Weise."

Diese rechte Weise bestand darin, daß Mattelotte vor dem Schirm bleiben mußte, während Bournais dem Klopfenden die geheime Thür öffnete, und daß der neu Eintretende gerade in demselben Augenblick vor den Schirm trat, wo Mattelotte hinter diesen schlüpfte, daß also Beide einander nicht sehen konnten. Sogleich schlug die Thür hinter Mattelotte zu.

„Guten Abend, Lachesnaye," rief der Cardinal dem Eingetretenen zu. „Du siehst," flüsterte er Chavigny in's Ohr, „daß die Verschwörer thätig sind, daß sie gewarnt wurden und daß es nicht überflüssig ist, an allen Orten, in allen Schichten der Gesellschaft seine Spione zu haben. Ich werde bald Gericht halten. Gute Nachricht, Lachesnaye?" fragte er den neuen Ankömmling.

„Gewiß, Eminenz,"' lautete die Antwort.

Der Gefragte war ein noch ziemlich junger Mann von etwa drei- bis vierunddreißig Jahren. Sein Gesicht konnte für hübsch gelten, aber ein sehr boshafter Zug entstellte es beinahe, wenn der Mund Lachesnaye's sich zum Lächeln ver-

zog. Dieser Mann verrichtete seit einiger Zeit bei dem Könige die Functionen des Kammerdieners.

Der Cardinal, der mit wahrhaft kleinlicher Aengstlichkeit und Sorgfalt jedem Gespräche nachspüren, jedem Plane auf die Spur kommen ließ, der es nicht ertragen konnte, wenn über seine Person ein Tadel ausgesprochen wurde — warb, wie wir gesehen haben, aus den niedrigsten Klassen der Gesellschaft seine Agenten und Agentinnen. Er besoldete Fiacrekutscher und Lastträger, also war es ganz natürlich, daß er auch dem Könige einen seiner Vertrauten in das Haus führte. Dieser gefährliche, gewandte und eifrige Spion war Lachesnaye. Der Cardinal hatte ihn anfangs neben Bournais als Kammerdiener angestellt, er wußte Lachesnaye aber dem Könige bei jeder Gelegenheit vorzuführen, zu empfehlen und anzupreisen, daß Ludwig das seltene Exemplar eines Kammerdieners sich für seine eigene Person von dem Cardinal erbat. Sobald Lachesnaye in der Nähe des Königs war, erstattete er dem Cardinal die genausten Berichte von Allem, was bei Hofe vorging, von den Personen, die des Tages über bei dem König oder der Königin ein- und ausgingen, von den kleinsten, oft scheinbar ganz unbedeutenden Vorgängen, denen Lachesnaye's persönliche Gewandtheit und Begabung für Spionage die größte Bedeutung unterzulegen vermochte. Freilich war man bereits mißtrauisch gegen ihn geworden, und namentlich faßte die Königin, welche der Cardinal förmlich von seinen Agenten umlagern ließ, den ehemaligen Kammer-

diener Seiner Eminenz scharf in's Auge. Lachesnaye's Schlauheit hatte jedoch bis zu diesem Augenblicke alle Nachforschungen vereitelt. Es ließ sich nicht mit Bestimmtheit eine Anklage wegen Treulosigkeit gegen ihn erheben, auch fürchtete Jedermann den Zorn des Cardinals, der den Kammerdiener als seine Kreatur geachtet wissen wollte. Lachesnaye benahm sich dem Minister gegenüber zwar sehr devot, aber doch weit unbefangener, als Mattelotte. Er lehnte sich, während der Cardinal mit Chavigny sprach, an den zunächststehenden Sessel und nahm auch keine andere Haltung an, als Richelieu die erste Frage an ihn richtete.

„Ich kann in meinem heutigen Rapporte sehr kurz sein, Eminenz," antwortete er. „Es ist sicher, daß morgen mit dem Courier, der Abends um zehn Uhr Paris verläßt, ein Schreiben an die Herzogin von Savoyen abgeht, in welchem die Königin ihr alle nur erdenkliche Hilfe zusichert und ihr zugleich die tröstliche Kunde mittheilt, daß die beiden Damen von Lafayette und Hautefort Alles aufbieten werden, den König, der sich für die Genannten interessire, gegen die Pläne Eurer Eminenz einzunehmen."

„Ich konnte es mir denken," knirschte der Cardinal, aber ich hoffe von einer Seite her Hilfe zu erlangen. Morgen früh werde ich Seine Majestät noch einmal persönlich sprechen. Woher weißt Du von diesem wichtigen Schreiben?"

„Fräulein von Chemeraut hat das Dictat mitangehört.

Die Hautefort hat es niedergeschrieben. Ich habe der Chemeraut die Brillanten zugestellt und sie hat dafür den Bericht zu meiner Kenntniß gebracht."

„Es wird sich zeigen, ob die Hautefort meinem Antrage zu Willen oder ob sie zweideutig ist", murmelte der Cardinal, „hier bietet sich die beste Gelegenheit, ihre Zuverlässigkeit auf die Probe zu stellen."

„Der Brief ist geschrieben", fuhr Lachesnaye fort, „gegen Mittag wird er in die Hände des Couriers La Porte gegeben, der in der Nähe des Louvre bleibt, durch den kleinen Reitstall in den Garten kommt und dort die Briefe in Empfang nimmt. Da La Porte für den König Depeschen befördert, wird dieser Brief der Königin sicher die Barrieren von Paris passiren, wenn Euer Eminenz nicht die Hand danach ausstrecken."

„Es wird geschehen. Morgen um die Mittagsstunde soll dieser verdammte La Porte dort sein?"

„Ja."

„Gut denn. Ich habe mindestens drei Stunden vorher Zeit. Ha! — wenn wir dieses Schreiben erhalten könnten — es wäre ein ungeheurer Gewinnst — darin stehen, wie Du sagst, die Namen der tugendhaften Damen — darin wird der König als ein Spielball seiner platonisch geliebten Lafayette hingestellt — daraus erhellt, daß hinter seinem Rücken mit der eigensinnigen und bösen Christine Unterhandlungen gepflogen worden. Der König muß, wenn er dieses Schreiben in Händen hat, strenges Gericht aus-

üben und ich wäre mit einem Schlage von der ganzen Sippschaft befreit — ohne die — —" er brummte noch einige den Anwesenden unverständliche Sätze in den Bart. „Danke in meinem Namen der Chemeraut. Sie ist sehr nützlich."

„Sie spielt ein gewagtes Spiel; nach dem ersten Versuche wegen des Briefwechsels der Frau von Chevreuse, nach der Verbannung vom Hofe riskirt Fräulein von Chemeraut sehr viel," sagte Lachesnaye. „Sie ist kaum zu Gnaden aufgenommen und wenn sie zum zweiten Male, wie im Val de Grace, ertappt würde — —"

„Schweig," rief der Cardinal, ärgerlich, an seine Niederlage erinnert worden zu sein. „Ich sage Dir, ich werde die Sache allein in die Hand nehmen. Es müßte seltsam zugehen, würde mir nicht der Brief in die Hände gespielt werden. — Sie wird nicht das Leben ihres Bruders auf's Spiel setzen," fügte er leise hinzu. „Lachesnaye — danke der Chemeraut, noch ein Mal trage ich es Dir auf. Sie gehört nächst Dir zu den besten Vertrauten."

„Es fragt sich, Eminenz, wie lange ich Ihnen noch Dienste werde leisten können," sagte Lachesnaye, nach einigem Zögern.

„Corpo di bacco!" rief der Cardinal. „Was soll das heißen?"

„Man versucht Alles, um mich zu entfernen."

„Wer? Du siehst Geister. Die Königin will Dich gern fort haben — ich weiß es, aber das ist keine furchtbare Gegnerin — gerade ihr Haß wird Dich halten. Der

König mißtraut seiner Gattin. Wen sie angreift, den hält der Monarch."

„Ja wohl. Aber es tauchen bereits andere Leute dicht in meiner Nähe auf, die mir böses Spiel machen werden; Leute, die sich urplötzlich zur Stelle eines Günstlings erheben, die der König auszeichnet, und denen ich im Wege bin."

Richelieu sann einige Augenblicke nach. „Ich denke in der That vergebens nach. Wer könnte das sein? Gassion? du Couvray? Bouillon? der mein Haus für einen Schlund erklärt, in welchen die Einkünfte des Staates geworfen werden?"

Lachesnaye schüttelte bei Nennung dieser Namen jedes Mal den Kopf.

„Nun zum Henker," rief der Cardinal, „wer ist es denn?"

„Ein Mensch, den Sie selbst in die Laufbahn des Günstlings brachten, der Garderobemeister Cinq=Mars."

Der Cardinal fuhr betroffen zurück.

„Was sagst Du? Cinq=Mars, meine Creatur, die ich aus dem Nichts hervorzog — der sollte? ah — das ist nicht möglich. Das sind Thorheiten. Du siehst zu scharf nach allen Seiten hin, so daß Dir die Augen übergehen."

„Ich halte es für meine Pflicht zu warnen. Der König spielt mit ihm Karten — er hat ihn zwei Mal mit in seinen Vogelherd genommen — er schießt mit ihm zusammen nach der Scheibe — das sind gefährliche Anzeichen. Sie

erinnern sich noch, daß der König immer mit seinem damaligen Günstlinge Luynes in den Vogelherd ging, als das Complot gegen den Marschall d'Ancre von Beiden gesponnen ward."

„Oho — ich bin nicht der Marschall d'Ancre, lieber Lachesnaye."

„Aber Cinq-Mars ist der zweite Luynes oder kann es werden."

„Ich habe schon mehrere Günstlinge beseitigt. Indessen will ich doch Achtung geben. Nun geh — wenn Du weiter keine Nachrichten hast. Laß morgen den König bei Zeiten aufstehen."

Lachesnaye verließ das Cabinet.

„Ueberall Feinde!" sagte der Cardinal. „Nimm alle Papiere zusammen, Chavigny. Ich muß morgen ganz früh bei dem Könige sein. Ich hoffe, wir haben einen siegreichen Tag. Laß mich die Ordonnanz noch ein Mal durchsehen."

Er vertiefte sich eine Zeit lang in den Inhalt des Schreibens.

„Wer da?" rief Bournais plötzlich.

„Oeffnet," rief eine helle, weibliche Stimme an der geheimen Thür. Der Cardinal ließ beim Tone dieser Stimme das Papier sinken, sein Gesicht nahm einen freundlichen Ausdruck an und er ging sogar einige Schritte dem oder der Ankommenden entgegen. Es war ein junger Mann in der kleidsamen Tracht eines Pagen. Ein

schwarzes Filzhütchen saß keck auf den dunkeln Locken, die Füße steckten in feinen Halbstiefeln und ein zierlich gefalteter Mantel umhüllte die schlanke Gestalt. Als der Page den Mantel auseinanderschlug, rief der Cardinal:

„Marion! ich hatte mich nicht getäuscht.“

„Gnädigster Herr,“ sagte die Schöne, „ich schätze mich glücklich, von Ihnen am Tone der Stimme erkannt zu werden. Diese Auszeichnung und Beachtung wird nicht Jedem zu Theil.“

„Ei — ei — wie schön! Sie wählten heute ein sehr geschmackvolles Costüm!“ lobte der Cardinal, mit funkelnden Augen die schöne Gestalt betrachtend. „Als Sie das letzte Mal hier waren, trugen Sie die abscheuliche Robe einer spanischen Wittwe.“

„Es hält schwer, immer neue Vermummungen zu erfinden, Eminenz, und doch muß ich mich so viel wie möglich zu verändern suchen. Die Wächter in diesem Palaste sind mißtrauisch.“

„Sie sehen reizend aus. Wenn der König Sie ein Mal sehen sollte, würde er Sie sofort für seine Dienste anwerben. Aber genug der Redensarten, die Ihnen von allen Cavalieren oft und besser in die Ohren geflüstert werden. Gewiß haben Sie heute außer Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft mir noch etwas Anderes zu bringen.“

„Errathen, Eminenz!“ sagte Marion, sich höchst ungenirt auf einen Sessel niederlassend und ihr Gesicht mit dem Hute fächelnd, „Herr von Chavigny, ich grüße Sie.“

Der Secretair verneigte sich.

„Bournais!" rief Marion, „ein Glas Sorbet — ich bin erschöpft."

Bournais brachte das Gewünschte, aus einer Karaffe den Trank in einen Glaspokal füllend. Marion schlürfte den Sorbet, dann sagte sie:

„Eminenz, ich will erzählen. Nichts weiter als erzählen, Sie selbst mögen sich dann aus meiner Erzählung heraussuchen, was Ihnen am wichtigsten und nützlichsten scheint."

Der Cardinal hatte einen Sessel vor sich gestellt und legte seine gefalteten Hände auf die Lehne desselben. Sein Rücken beugte sich ein wenig, so daß der Kopf fast auf den Händen ruhte. Einem sprungfähigen Tiger ähnlich, lauschte er den Worten Marions.

„Ich war, als meine Gesellschaft sich mit allerlei Scherzen belustigte, in meinem Zimmer, neben dem Speisesaale, mit Henri von Hautefort und seinem Freunde Rouvigny."

Der Cardinal ließ ein lautes „Ah" vernehmen.

„Wir sprachen von allerlei gleichgültigen Dingen, von dem Leichtsinn der heutigen Cavaliere, von ihrer Flatterhaftigkeit. Gelegenheit dazu gab die Trennung der Schwester des Herrn von Hautefort von ihrem ehemaligen Freunde und Anbeter Saint-Preuil."

Der Cardinal hob den Kopf.

„Herr von Hautefort beschuldigte den Capitain, die Ur-

sache des Zerwürfnisses zu sein, während ich behauptete, das Fräulein von Hautefort habe die Liebe Saint-Preuils verscherzt, weil sie den Bewerbungen des Königs ihr Ohr nicht verschließe. Hierauf ward Herr von Hautefort heftig. Ich hielt ihn, da ich dem Erregten gegenüber im Vortheil war, fest und suchte nun auf diejenige Sache zu kommen, welche nach dem Briefe, den Euer Eminenz mir durch Lachesnaye gesendet hatten, die wichtigste war — auf das Complot Vendôme."

Der Cardinal richtete sich hoch auf und blickte die Erzählerin neugierig an.

„Ich spielte auf die Reisen zu den Vendômes an, brachte ein Gerücht in Erwähnung, nach welchem Hautefort ein Bewerber um eine der jungen Herzoginnen sein soll — es war umsonst. Keine Bemerkung von Wichtigkeit kam über Henri's Lippen, wohl aber eine Anklage."

„Eine Anklage?"

„Oder eine Neuigkeit — oder ein Geschwätz — oder eine Wahrheit — wie Sie es nennen wollen. Herr von Rouvigny theilte mir ganz offen mit, daß man in Paris behauptete, ich sei eine Spionin des Cardinals Richelieu."

Der Cardinal rüttelte heftig den Sessel. „Weiter," sagte er dann.

„Meine Erwiderung konnte ich nicht vollenden, denn Herr von Saint-Preuil trat in den Saal."

„Ah — nun wird es pikant!" rief der Cardinal.

„Der Capitain warf mit einigen Artigkeiten gegen mich

um sich, er hatte Hautefort nicht bemerkt. Dieser erzürnte Bruder einer verlassenen Schwester mochte darin, daß in seiner Gegenwart der ehemalige Liebhaber der Verlassenen mir Süßigkeiten sagte, eine Beleidigung erblicken, genug, beide Herren geriethen aneinander, ich mußte meine Gewalt als Herrin des Hauses aufbieten, um eine arge Entwicklung zu verhüten. Saint-Preuil war der Verständigere. Er beschwichtigte den Baron dadurch, daß er ihm zu verstehen gab — ein Geheimniß, ein Vorfall, der das tiefste Schweigen erfordere, binde seine Zunge, sonst würde Henri von Hautefort wohl einsehen, wie gering die Schuld Saint-Preuils an dem Zerwürfnisse mit Maria von Hautefort sei."

Der Cardinal war sichtlich unruhig.

„Welches Geheimniß kann der Capitain gemeint haben? vielleicht die Neigung des Königs zu Fräulein von Hautefort — wie?"

„Ich habe dies auch geglaubt," sagte Marion. „Allein ich bin anderer Ansicht geworden."

„Wie so?"

„Weil es sich in Betreff des Bruches zwischen Saint-Preuil und Maria von Hautefort um etwas ganz Bestimmtes — um eine gewisse Begebenheit handeln muß, die sich an einem Tage oder in einer Nacht ereignete.

Das Antlitz des Cardinals glich in diesem Augenblick einer Steinlarve, einem jener Marmorbilder, die durch ihren schrecklichen Ernst dem Beschauer unwillkürlich Furcht

einflößen — seine Lippen öffneten sich, als wollten sie das Wort hervorbringen lassen, aber es ließ sich kein Ton vernehmen.

„Hautefort hatte dem Capitain vorgeworfen, daß dieser durch das Aufsehen, welches bei dem Weggehen von Fräulein Maria erregt, die Ehrendame der Königin compromittirt habe. Saint-Preuil belehrte ihn, daß dies unmöglich der Fall gewesen sein könne, daß Henri falsch berichtet sei, denn der Capitain habe das Fräulein von Hautefort zum letzten Male ohne Zeugen und in der Nacht gesprochen.“

„In der Nacht?“ stöhnte der Cardinal.

„Ja. Wenn ein Cavalier eine Dame bei nächtlicher Zeit spricht — wenn diese Unterredung den Bruch zweier Liebenden herbeiführt, dann muß etwas ganz Absonderliches geschehen sein. Jene Nacht, deren der Capitain erwähnte, bedeckt also ein Geheimniß von Wichtigkeit!“

„Sicher — sicher,“ bestätigte der Cardinal. „Aber — dieses Geheimniß — dieser ganze Vorfall steht gewiß nur mit der Liebesangelenheit der beiden Herrschaften in Verbindung — ohne Zweifel hatte der Capitain irgend eine Untreue Marias erfahren,“ fuhr er mit zitternder, halblauter Stimme fort.

„Ich muß auch dies bezweifeln, Eminenz. Saint-Preuil schwor Henri von Hautefort, nie einen Versuch machen zu wollen, seiner Schwester abzulauschen, was jene Nacht mit ihrem Schleier verhüllte; — ein galantes Aben-

teuer behandelt Niemand mit so furchtbarem Ernste als der Capitain seine Warnung, welcher er noch dadurch ein größeres Gewicht verlieh, daß er den Baron von Hautefort bei den Schultern ergriff, ihm einen Beweis für die Wichtigkeit des in jener Nacht Vorgegangenen versprach und ihm dann in's Ohr rief: „„Vendôme!““

„Aha! — oh!“ kreischte der Cardinal, mit der geballten Faust gegen die Lehne des Sessels schlagend, daß dieser vorne überfiel. „Sie ist eine Verrätherin.“

„Um des Himmels willen, was ist Euer Eminenz?“ rief Marion erschrocken.

„Gnädigster Herr, fassen Sie sich!“ bat Chavigny herbeieilend, und Bournais öffnete sorgfältig die Thüre, um nachzusehen, ob auch der Zufall Niemand herbeigeführt habe. „Laßt mich — laßt mich!“ ächzte der Cardinal, von Zorn und Unruhe getrieben im Zimmer auf- und abgehend. Seine Augen rollten, seine Brust arbeitete schwer und der kurze Athem hob den feinen, breiten Spitzenkragen stoßweise empor, der des Cardinals Hals umschloß. „Laßt mich — ich muß mich fassen.“ Er bemeisterte endlich seine Aufwallung und blieb in der Mitte seines Zimmer stehen, seine Züge hatten wieder jenen steinbildartigen Ernst angenommen. Er schien in seinen Gedanken nach etwas zu suchen und die Kraft für eine Frage zu sammeln; als dies wohl geschehen sein konnte, begann er mit dumpfer Stimme:

„Fräulein de Lorme, ich will eine Frage an Sie richten,

von deren Beantwortung viel — ungeheuer viel abhängt. Besinnen Sie sich daher genau, bevor Sie antworten. Haben Sie nicht aus dem Munde des Herrn von Saint-Preuil gehört, wann jenes letzte Zusammentreffen zwischen ihm und Fräulein von Hautefort stattfand? Erinnern Sie sich nicht, ob der Capitain irgend ein Datum, einen bestimmten Tag nannte?"

Marion lehnte ihren reizenden Kopf hintenüber — sie zog die Braunen zusammen — nach einer minutenlangen Pause sagte sie: „Ich weiß es jetzt — es ist gewiß, ich irre mich nicht. Jene letzte Unterredung Saint-Preuils und Marias fand statt — —"

„Ueberlegen Sie wohl, mein Fräulein!" rief der Cardinal mit drohender Stimme.

„Fand statt," fuhr Marion, ohne zu erbeben fort, „in der Nacht des sechsten Mai, vom Sonntage zum Montage."

„Er war im Schlafzimmer versteckt," murmelte der Cardinal. „Ich muß ihn vernichten."

Die im Zimmer anwesenden Personen beobachteten ein tiefes Schweigen, denn der Minister hatte noch kein Wort wieder gesprochen, seitdem Marion Tag und Datum genannt. Richelieu trommelte leise mit seinen Fingern auf der Platte des Schreibtisches, drehte seinen Bart und schien alles um sich her vergessen zu haben. Chavigny räusperte sich endlich, um die peinliche Stille zu unterbrechen.

„Wer sprach da?" sagte der Cardinal.

„Eminenz — ich nicht. Es war nur ein Husten — der“

„Ja wohl. Ihr habt Recht. Ich halte Euch alle unnöthig mit meinen Grübeleien auf. Chavigny — Du bist entlassen — noch eines. Bevor ich zu Bett gehe, will ich noch Cahusac und Vitry sprechen.“

Chavigny's Hand zitterte, als er die Papiere zusammenlegend, diese Beiden nennen hörte. Es waren zwei Hauptschergen des Cardinal, zwei Männer, welche eigentlich den Titel „autorisirte Spürhunde“ unter ihren Namen hätten setzen müssen. Wenn der Cardinal sie rufen ließ, war gewöhnlich etwas Wichtiges im Werke, zu dessen Gelingen Beide ihre unsauberen Hände leihen mußten.

„Bournais, Du kannst die Thür der Wandkarte schließen, wenn Fräulein de Lorme uns verlassen hat und Dich dann in die Bibliothek begeben, ich werde noch arbeiten! Gute Nacht, liebe Marion.“

Fräulein de Lorme blieb jedoch stehen. Sie sah ruhig mit an, wie Chavigny die Papiere zusammenpackte, dem Cardinal die Hand küßte und nach kurzem Gruße für Marion das Cabinet verließ, wobei er durch das Bibliothekzimmer ging. Bournais trat hinter den Schirm, öffnete die geheime Thür und hüstelte leise, um Marion ein Zeichen zu geben, daß sie sich entfernen könne. Marion stand aber wie angewurzelt. Der Cardinal bemerkte anfangs gar nicht, daß seine schöne Agentin noch im Zimmer war, er hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, den Kopf gesenkt und bewegte seine Lippen, als wenn er leise vor sich

hin einen Mololog vollendete. Als er indeß seine Augen erhob, trafen sie auf Marion.

„Nun? immer noch hier?“ sagte er trotz seiner Erregung mit einiger Neugierde. „Was wollen Sie noch? — soll ich Ihnen einen Beweis meiner Erkenntlichkeit geben für das, was Sie berichtet?“

„Es klingt fast so, als seien Euer Eminenz erzürnt über meinen Bericht. Ich muß das leider hinnehmen, aber ich that meine Pflicht. Ich konnte nicht ahnen, daß ein mir selbst räthselhaftes Ereigniß Euer Eminenz so in Flammen setzen werde und ich wage auch nicht zu erforschen oder zu fragen, um was es sich handelt, nur bitte ich, mir nicht zur Last zu legen, daß ich Ihnen zu Liebe die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft verletze, daß ich an meinen Gästen Verrath übte — vielleicht werden Sie mich künftig nicht mehr zu so abscheulichen Dingen mißbrauchen,“ fügte sie kühn und trotzig hinzu.

„Mädchen, hüte Dich,“ donnerte der Cardinal.

„Ich bin in Euer Eminenz Gewalt.“

Der Cardinal hielt an sich. „Es ist wahr,“ sagte er, „diese Aufträge sind schwierig genug. Ich müßte das anerkennen, aber Du hast keine Belohnung für Deine Berichte annehmen wollen.“

„Ich lasse mich von meinen Anbetern beschenken — aber die Nachrichten, welche ich Ihnen bringe, sind nicht für Geld feil.“

„Und gehöre ich nicht auch zu Deinen Verehrern?“ fragte der Cardinal schmeichelnd.

„Lassen Euer Eminenz diese Tändeleien,“ sagte Marion ernst. „Ganz Paris erzählt sich ja von Ihrer Neigung zu mir — freilich nur verstohlen raunt es Einer dem Andern zu — ich habe heute gerade keinen Beweis dieser süßen Empfindungen für mich von Euer Eminenz erhalten,“ setzte sie schmollend hinzu.

Der Cardinal trat näher zu ihr, seine zitternde Hand strich über die üppigen Locken Marions.

„Verzeih mir,“ lispelte er, „ich war heftig!“

„Verzeihen? gut. Aber unter einer Bedingung, Eminenz: daß Sie mir nämlich noch eine kurze Unterredung, allein, ohne Zeugen bewilligen. Ich weiß,“ fuhr sie leise fort, „Herr Bournais hat das nicht gerne und ich werde immer mit scheelen Blicken von ihm angesehen, wenn ich allein bei Euer Eminenz bleibe. Heute bitte ich um diese Gnade — machen Sie Bournais diesen Verdruß.“

Der Cardinal sah Marion mißtrauisch an.

„Sie fürchten doch nicht, ich sei eine Verschwörerin? Lassen wir das den Männern. Ich möchte nur mit Euer Eminenz plaudern — Sie werden es wir Dank wissen.“

„Noch mehr — ich ahne es — Sie sind jenem Geheimnisse auf der Spur,“ rief der Cardinal, ohne seine große Unruhe verbergen zu können.

„Nein, Eminenz. Es ist ein anderes, nicht unwichtiges

Ereigniß, worüber ich Bericht erstatten werde, es betrifft Sie selbst."

„Sie spannen meine Erwartung — he, Bournais."

Der Vertraute erschien. Er hatte schon gehört, um was es sich handelte und sein Gesicht drückte die größte Mißbilligung aus.

„Bournais," sagte der Cardinal, „verlaß mich."

„Ich wollte zuerst das Fräulein dort geleiten."

„Das Fräulein bleibt hier."

Der Vertraute murmelte etwas, das beinahe so klang, als habe er das Sprüchwort: „Alter schützt vor Thorheit nicht" — vor sich hingebrummt.

„Bournais, ich verbiete Dir jede Widerrede," rief der Cardinal.

Bournais wurde noch finsterer.

Der Cardinal, an dessen Person Jeder, der in des großen Ministers Hauswesen Blicke thun konnte, die Wahrheit bestätigt sah: „daß kein Mächtiger vor seinem Kammerdiener groß ist" — der Cardinal hatte eine ganz besondere Scheu vor Bournais, der freilich allerlei wußte. Diesen wichtigen Diener durfte er nicht erzürnen.

„Liebster Bournais," sagte der Cardinal, „sei doch nicht so finster. Geh — ich bitte Dich."

Bournais schien Seiner Eminenz diesen Gefallen thun zu wollen, denn er machte einige Schritte gegen die Bibliothekthür.

„Nun, geh!“ — bat der Cardinal, als Bournais stehen blieb. „Ich gebe Dir morgen eine Belohnung dafür.“

Bournais schüttelte noch einmal mißbilligend den Kopf, dann drückte er sich durch die Thür des Bibliothekzimmers, nachdem er noch einen giftigen Blick auf Marion geschossen hatte. Die schöne Agentin lächelte verächtlich — dann ging sie zum Cardinal, der sie erwartungsvoll anschaute.

„Sie sind ein sehr gnädiger Herr gegen Ihre Diener, Herr Cardinal,“ sagte Marion. „Sie gehen in der That allzu freundlich mit Ihnen um.“

„Ich liebe die treuen Diener — weil sie selten sind,“ sagte der Cardinal.

„Ja gewiß, Eminenz. Man könnte sich, glaube ich, in Ihrem Hause sehr heimisch fühlen. Wenn man sich Ihrem Dienste hingiebt, würde man kein Untergebener, man würde eher ein Kind dieses Hauses sein — mindestens behandeln Sie Ihre Diener so; Herrn von Chavigny zum Beispiel.“

„Chavigny ist kein Diener, er ist mein Vertrauter, mein Freund. Ich bin ihm ein Mentor, ein Führer.“

„Vielleicht mehr als das!“ sagte Marion dreist.

„Wie meinen Sie das, Marion? — aha! ich hörte schon oft von dem tollen Gerüchte, welches über meine Beziehung zu Chavigny umläuft. Man trägt sich mit den müßigsten Erfindungen, um nur die Neuigkeitsjäger von Paris immer mit frischem Wildpret zu versorgen.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Eminenz. Sie wollen in

der That entschieden leugnen, daß Herr von Chavigny Ihnen sehr nahe steht? daß er — —“

„Nun daß? was denn?“

„Ei nun, daß Herr von Chavigny Ihr Sohn ist?“

Der Cardinal blieb vollkommen ruhig, es umspielte seinen Mund ein wohlgefälliges Lächeln, denn Herr von Chavigny war ein sehr hübscher und vor Allem ein sehr kluger Mann, und der Cardinal war, wie bekannt, sehr eitel.

„Es wundert mich, daß Sie nicht auch von der Mutter Chavigny's einige Nachrichten geben können,“ sagte Richelieu lachend.

„Darüber ließe sich sprechen,“ antwortete Marion — „Sie haben in Ihren jüngeren Jahren vielerlei galante Abenteuer bestanden. Freilich von dem Augenblicke an, wo Sie die Weihen empfingen — da mußten diese weltlichen Gelüste verbannt werden,“ setzte sie boshaft hinzu.

„Schlange!“ sagte der Cardinal, ihr mit dem Finger drohend. „Du selbst bist eine von denen, die solche Gelübde mächtig erschüttern können.“

„Sie sind ein ebenso flatterhafter Anbeter — wie Herr von Saint-Preuil!“

„Keine Indiscretionen, Marion!“ rief der Cardinal; „Du weißt, was ich meiner Stellung schulde. Die Plaudertaschen würden meine ganze Strenge fühlen.“

„O! — Frau von Chaulmes, Ihre schöne Nichte, Frau von Combalet — —“

„Ich befehle Dir zu schweigen,“ rief der Cardinal. „Deine

Vertrautenrolle macht Dich übermüthig. Was wolltest Du eigentlich von mir?"

„Ich wollte nur vor Plaudertaschen warnen, Eminenz," sagte Marion kaltblütig. „Sie lieben es nicht, wenn Ihre Geheimnisse in die große Welt getragen werden, deshalb blieb ich, um Ihnen zu melden, daß ein sehr zartes Geheimniß, dessen Bewahrung Ihnen sicherlich am Herzen liegt, in den Mäulern verschiedener Personen ist."

Der Cardinal schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Was werde ich nun wieder hören?" rief er; „das ist heute ein abscheulicher Abend — voll von Widerwärtigkeiten aller Art. Was giebt es?"

„Eminenz — Sie machten vorhin die Bemerkung, daß Sie Ihrer Stellung viel schuldeten. Ich glaube es. Sie haben eine Doppelstellung: Minister und Priester. Namentlich ist es die Letztere, welcher Sie Manches zum Opfer bringen müssen. Kinder eines Priesters — das sind unbequeme Erscheinungen, Eminenz!"

Der Cardinal war unruhig, seine mühsam bekämpfte Aufregung zeigte sich wieder.

„Heraus mit der Sprache!" rief er. „Was giebt es?"

„Eminenz," sagte Marion, „gestern Abend war die in meinem Hause versammelte Gesellschaft Zeuge eines tragischen Vorfalles. Mitten in der Lustigkeit, unter Scherzen und Lachen, im Vollgenuß der Freuden einer guten Tafel, wurde der Baron Hercules von Chaumier, ein Landedelmann, den Herr von Desnoyers mir zugeführt hatte, vom

Schlage getroffen, und zwar trat dieses bedauernswerthe Ereigniß ein, als ich im Nebenzimmer mich ganz allein mit Herrn von Chaumier befand. Der Genuß der starken Weine, die Aufregung, welche alle die für Herrn von Chaumier neuen Dinge erzeugten, mögen die Katastrophe herbeigeführt haben — genug der Baron hatte einen Schlaganfall. Ich war ihm zur Seite, war also gewissermaßen seine barmherzige Schwester, oder wenn Sie wollen eine Art von Beichtiger, denn Herr von Chaumier, der wohl schwerlich mit dem Leben davon kommen wird, hat vor seinem muthmaßlichen Ende mir noch eine merkwürdige Mittheilung gemacht."

„Die mich betrifft?" sagte der Cardinal.

„Allerdings. Hören Sie. Herr von Chaumier, der in Gott weiß wie vielen Provinzen Frankreichs Güter besitzt, wurde als Patronatsherr eines Tages zu einer Sterbenden gerufen. Diese Frau hatte in ihrem Hause ein bildschönes Mädchen an Kindesstatt oder als Pensionairin angenommen. Woher dieses stammte, wußte Niemand zu sagen; daß es die Enkelin der Alten sei, glaubte kein Mensch, aber man brachte den Wohlstand der alten Frau in engen Zusammenhang mit dem jungen Mädchen."

Der Cardinal hob sein Haupt empor und reckte den Hals, seine Lippen schlossen sich fest aufeinander.

„Es galt," fuhr Marion fort, „einen gerichtlichen Akt aufzunehmen, für welches Geschäft der Patronatsherr nöthig war. Ein Rath, den der Beichtvater der Sterbenden ge-

geben haben mußte; denn gleich nach dessen Abgange sendete die Verscheidende zu Chaumier. Sie blieb mit dem Patronatsherrn allein, und nachdem sie ihn gebeten hatte, sich an ihr Bett zu setzen, vertraute sie ihm" — Marion betrachtete bei den folgenden Worten den Cardinal mit scharfen Blicken — „sie vertraute ihm, daß jenes schöne Mädchen nicht ihre Enkelin, sondern ein ihr übergebenes Kind sei, und der Vater dieses Kindes sei Niemand anderes als . . . der Herr Cardinal Richelieu."

Der Cardinal schreckte empor. Er fuhr unwillkürlich mit der Hand nach seinem Herzen.

„Ich — ich —?" stammelte er. „Jenes Mädchen wäre — meine Tochter?"

„Ich glaube nicht, daß Chaumier betrogen wurde; daß er als Cavalier handelte, geht aus seinem Schweigen hervor. Die Alte hatte ihm gezeigt, wo gewisse, auf die Geburt und Herkunft jenes Mädchens bezügliche Papiere bewahrt seien — am folgenden Tage war die Alte todt, Herr von Chaumier fand keine Papiere und jenes schöne Mädchen war verschwunden."

„Verschwunden? man hat sie nicht wieder gesehen?" rief der Cardinal mit dem Ausdrucke des Schmerzes.

„Doch, Eminenz."

„Oh — geschwind — wo ist sie? sprechen Sie schnell — denn eine Ahnung sagt mir, daß ein Wesen, welches ich seit Jahren gesucht, dessen Glück ich gründen wollte, dessen Anblick mich an die schönsten Stunden meines Lebens erinnern

würde, das man mir grausam genug verbarg — wiedergefunden sei. Ich täusche mich nicht — gewiß nicht. Kannte Chaumier jene Frau? hieß die Alte Jeanne Férard?"

„So ist es, das war ihr Name."

„Dann habe ich ein Recht auf jenes Kind," rief der Cardinal. „Es ist meine Tochter — ich will sie wiedersehen."

Eine Milde, ein Anflug von Rührung schienen die harten Züge des Cardinals zu erweichen. Sein Gesicht war vollständig verändert, die Augen schienen mit Thränen gefüllt, eine Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande sprach aus den Blicken und milderte den strengen Ausdruck, welcher sich um die Lippen des Cardinals lagerte. Marion betrachtete diesen Vorgang nicht ohne Bewegung. Sie hatte noch nie den Gewaltigen in solcher Stimmung gesehen, noch nie ein Ueberströmen des Gefühls bei ihm bemerkt. Nur der Zorn und der Triumph über mißlungene oder glückliche Anschläge blitzten sonst aus diesen großen Augen, welche sich oft genug verschleierten und starr, leblos blickten, wenn der Cardinal über neue, großartige Pläne sann, deren Entstehen er vor der Welt verbergen wollte, bevor sie reif waren. Die Hand, welche ohne zu zittern das Todesurtheil des unglücklichen Chalais unterschrieb, welche der jammernden Mutter des Verurtheilten die Thür verschloß — sie hatte ein Kind geliebkost; eines Kindleins Wangen hatte der Mund geküßt, der einst sagen konnte: „Wenn man keine Scharfrichter für Chalais findet, so wende man sich an

mich! Ich will einen schaffen, der schnell genug mit dem Verdammten fertig werden soll. Seine Mutter soll nicht lange heulen."

Der Cardinal hatte nach den letzten Worten sich auf den breiten Lehnsessel vor seinem Schreibpult niedergelassen. Er stützte den Kopf in seine beiden Hände und blieb einige Zeit in dieser Lage, dann richtete er sich wieder auf und sagte:

„Ich danke Ihnen für diese Nachricht, Marion — aber nun machen Sie mir die Freude und theilen sie mir mit, wo ich jenes liebe Kind finden kann. Ich darf es nicht offen, nicht vor aller Welt das meine nennen, aber es soll empfinden, daß es den Cardinal Richelieu zum Vater hat. Ich will es so glücklich machen, wie ich einst seine Mutter machen wollte. Wo finde ich das Kind?"

„Eminenz, ich bin leider nicht im Stande, diesen Wunsch zu erfüllen."

„Nicht!" rief heftig der Cardinal. „Sagten Sie mir nicht, daß Chaumier die Kleine wiedergefunden habe? Daß er —"

„Allerdings, Eminenz, hat der Baron das schöne Mädchen wiedergesehen und zwar auf einem benachbarten Gute. Ich forschte sogleich nach dem Namen jenes Gutes, da Herr von Chaumier, wie gesagt, viele Güter besitzt — da gerade in dem Augenblicke, als der Baron mir den Ort nennen wollte, schloß der Schlagfluß ihm die Lippen — ich habe den Namen nicht erfahren."

„O — es ist ein Verhängniß!" flüsterte der Cardinal. „Wissen Sie denn," fuhr er heftiger werdend fort, „daß daß ich jenes Kindes Spur seit Jahren verfolge, daß die Mutter, welche wohl heute noch lebt, grausam genug ist, mir das schöne Mädchen zu verbergen. Sicherlich hat sie die Hand im Spiele gehabt, als nach dem Tode der alten Férard, welcher das Kind übergeben worden war, die Kleine verschwand — und jetzt — jetzt, wo ich Dich, Anna, meine reizende schöne Tochter wiederfinden konnte, jetzt schließen sich die Lippen Desjenigen, der mir die Stätte nennen kann, wo Du weilst — es ist ein Verhängniß."

„Aber weshalb jene Grausamkeit? weshalb die Entziehung des Kindes?" sagte Marion.

„Um Ihnen Alles erklären zu können, müßte ich den Namen der Mutter aussprechen, damit wäre das Größte geschehen, und ich gäbe meinen Widersachern neue Waffen in die Hand. Es genüge Ihnen, zu wissen: daß es eine Art von Rache ist, weil ich das Gelübde, die Mutter jenes Kindes ehelichen zu wollen, nicht hielt — nicht halten konnte, denn das Bisthum von Luçon war es, welches ich meiner Familie erhalten mußte — für diesen Besitz, der die erste Stufe zur Macht bildete, gab ich Alles auf, was mir theuer war."

„Aber, Eminenz," rief Marion, „noch ist eine Möglichkeit, den Aufenthalt jenes Ihnen so theuren Wesens zu erforschen; vielleicht hat die Hand des Todes Herrn von Chaumier noch nicht hinweggerafft, heute Nachmittag lebte er noch,

der Aderlaß in meinem Hause scheint doch ein wenig gewirkt zu haben, geschwind, senden Sie hin zu ihm — er wohnt in dem „Wappen von Béarn", in der Rue des Lombards — verlieren Sie keine Zeit, vielleicht ist noch Hülfe möglich, und Sie erfahren den Namen des Ortes."

„Sie haben Recht — ich will eilen — zunächst ein Bote in das Wappen von Béarn!" rief der Cardinal, indem er zugleich stark den Glockenzug zog.

Bournais trat in das Zimmer.

„Eile — sogleich auf der Stelle in das Gasthaus zum Wappen von Béarn, in der Rue des Lombards. — Frage dort im Namen des Cardinals Richelieu, wie sich der Herr Baron von Chaumier befinde — hörst Du? behalte den Namen — schnell bring die Antwort zurück. Ich will dann selbst — eile, Bournais."

„Der Kammerdiener machte sich schnell davon. Richelieu trat auf Marion zu.

„Sie haben mir schon manchen Dienst geleistet," sagte er, ihre Hand fassend. „Heute aber haben Sie mich verpflichtet, wie noch nie. Ich bin Ihnen einen großen Lohn schuldig."

Er öffnete ein Schubfach des großen Schreibtisches, drückte an eine Feder, wodurch sich der Boden hob; ein verborgenes Federspiel ließ eine schwere eiserne Kassette emporsteigen, welche der Cardinal aufschloß. Die Truhe war mit Geldrollen und Beuteln gefüllt. Richelieu hob einen derselben heraus. „Hier nehmen Sie. Es sind voll-

wichtige Goldthaler und doch nur eine karge Belohnung für das, was Sie mir heute berichteten."

Marion trat zurück.

„Nimmermehr, Eminenz," rief sie. „Gold? nein. Sie können mich bezahlen, wenn ich Ihnen eine Verschwörung entdecke, aber das, was Sie heute durch mich erfahren, ist nicht mit Gold bezahlt — ich verzichte auf ein solches Geschenk! Sehen Sie sich um, ob sich nichts Besseres in diesem Zimmnr befindet."

„Was soll ich Ihnen schenken?" fragte der Cardinal, um sich schauend.

„Dieses hier," sagte Marion, auf ein Gestell deutend, welches viele schön gearbeitete Stöcke und Degen trug. „Dieses hier."

Sie zog einen Rohrstock heraus, der mit einem prächtigen, in Gold cisilirten Knopfe versehen war. „Schenken Sie mir diesen Stock, zum Andenken dieser Stunde."

Der Cardinal verzog sein Antlitz zu einem seltsamen unheimlichen Lächeln.

„Warum dieses Rohr? Wissen Sie, was es für eine Erinnerung ist?"

„Gewiß. Sie haben diesen Stock von Ihrer Nichte, von Frau von Combalet, erhalten. Von der Nachfolgerin jener unbekannten Geliebten, der Mutter der entschwundenen Anna — ich will diesen Stock haben."

„Nehmen Sie ihn — aber es ist keine würdige Belohnung."

„Es ist eine Trophäe," sagte Marion, „ich werde Sie hinfort tragen."

Ohne des Cardinals Antwort abzuwarten, verließ sie das Zimmer durch die geheime Thür. — —

Richelieu stand, ohne aufzublicken, die Arme über der Brust gekreuzt und die Augen auf den Boden geheftet, mitten in seinem Cabinet. Aus tiefen, schweren Gedanken erwachend, fuhr er mit der Hand über seine Stirne.

„Ich war wieder in meiner Jugend," murmelte er, „in der schönen Zeit, wo ich frei sein konnte von all den Qualen, von allen Sorgen. Wo keine Verwünschung mich traf, kein Feind mich belauerte! Dann schweifte mein Geist weiter bis in die Zeit hinein, wo ich sie sah — wo alles Glück auf Erden nur ihr Besitz sein sollte — und jenes Kind — ich muß es wieder sehen. Ich muß es haben, alles andere sei vergessen."

Er war bei diesen Worten durch das Zimmer geschritten, plötzlich blieb er vor dem kleinen Dreifuß stehen, auf welchem der Plan der Belagerung von la Rochelle ruhte. Die weiche Stimme entfloh wie mit einem Schlage, das Gesicht des Cardinals zeigte wieder den Ausdruck eiserner Ruhe und Entschlossenheit, welcher seine Gegner so oft in Schrecken setzte.

„Hinweg, ihr kleinlichen Dinge!" rief er. „Ich darf noch nicht an Euch denken. Wer das hier vollbrachte, wer diesen Koloß stürzte und einen Krieg entzündete, weil Buckingham glücklicher in der Liebe war, als Richelieu,

wer mit Staaten spielt, wie ein Knabe mit Fangbällen, der muß sich verhärten gegen weibische Schwäche, die sich seiner Seele bemeisterte — Vendôme — Saint-Preuil," rief er, „überall Verrath! überall Netze und Schlingen — ich will sie zerhauen!"

Er riß wieder heftig an dem Glockenstrang. Lucien, der zweite Kammerdiener, trat ein. „Wer ist von meinen Offizieren im Vorzimmer?"

„Herr von Cahusac und Herr von Vitry."

„Sogleich herein mit ihnen."

Wenige Minuten darauf traten die beiden Männer in das Cabinet.

„Cahusac," sagte der Cardinal, „eile sogleich zu dem Herrn von Saint-Preuil, ich lasse ihn zu mir entbieten. Er muß kommen, wenn er noch in Paris ist. Ich will ihn in dringender Angelegenheit sprechen."

Cahusac verließ das Zimmer.

„Vitry," sagte der Cardinal zu dem zweiten, „wir sind wieder weiter, die Spur ist deutlicher geworden. Hautefort und Rouvigny begeben sich zu Vendôme. Sie haben ohne Zweifel wichtige Papiere bei sich. Der Hautefort ist in seiner Wohnung zu finden auf dem Quai der Cölestiner — Du kennst sie."

„Gewiß, Eminenz, ich war schon zweimal verkleidet dort."

„Gut denn. Ohne Zweifel wirst Du Rouvigny bei ihm

finden. Nimm vier gute Leute mit, verhafte Hautefort und Rouvigny und bringe sie in die Bastille."

Der Cardinal warf, an den Tisch tretend, einige Zeilen auf ein Papier, denen er sein Handsiegel unterdrückte.

„Hier ist der Befehl. Wenn es geschehen ist, komm zurück und halte Dich zu morgen früh bereit. Ich werde Dich heute noch an meinem Bette empfangen. Bournais soll Dich zu mir führen. Hinweg!"

Vitry grüßte und ging aus dem Zimmer.

„Wenn ich Diese habe," sagte der Cardinal zu sich selbst, „dann ist viel gewonnen. Morgen wird Maria von Hautefort die Briefe ausliefern können. Wenn sie mir falsche Karte spielt, dann zeige ich ihr die Gefangenen — dazu die Papiere der Königin — es kann ein großer Sieg werden — und zu all diesem Erfolg noch eine Nachricht von Dir, mein Kind — es wäre ein glücklicher Tag!"

Er öffnete die Thür.

„Lucien," rief er, „Bournais kommt spät. Bring mich zu Bette."

Lucien öffnete die Thüre des Bibliothekzimmers und rief hinaus: „Seine Eminenz begiebt sich zur Ruhe."

Auf diesen Ruf traten zwei Pagen mit Kerzen in den Händen herein, und Herr von Chesne, des Cardinals Kammerherr, zeigte sich an der Thüre. Richelieu schritt hinter den vorausgehenden Pagen durch die lange Reihe der Gemächer in sein Schlafkabinet. Lucien zog die Vorhänge des Bettes auseinander.

An der Hauptwand des großen Bettes hing ein Crucifix aus Marmor auf einer Schieferplatte. Dieses Meisterstück war von Benvenuto Cellini gearbeitet und eine der seltensten Schöpfungen jenes großen Künstlers. Unter dem Bilde des Heilandes war ein kleiner goldener Weihkessel angebracht, mit dessen Wasser der Cardinal sich vor dem Niederlegen und beim Aufstehen benetzte, wenn er das Zeichen des Kreuzes über seine Brust schlug. Neben dem Kopfende des Bettes stand ein kleiner Marmortisch, auf welchem sich eine Lampe und eine Handglocke befanden. Am Fußende stehend, trug ein Tabouret verschiedene Mappen. Sie enthielten Briefe, welche der Cardinal vor seinem Einschlafen noch zu lesen pflegte. Die Wände des Zimmers waren mit kostbaren Oelgemälden geschmückt.

Ohne die geringste Unterhaltung anzuknüpfen, ließ der Cardinal sich von Lucien entkleiden, zog eine seidene Nachtrobe an und legte sich in das Bett. Während dessen hatte einer der Pagen die Lampe angezündet, der zweite bei der Nachttoilette geleuchtet. Nun trat Herr von Chesne mit dem Betttrunke an das Lager des Cardinals; dieser Trunk war eine Tisane, das Einzige, was Richelieu Abends zu genießen pflegte. Sie befand sich in einem goldenen Pokale, den der Kammerherr auf goldenem Teller dem Cardinal reichte. Ehe dieser trank, kostete Herr von Chesne noch einmal das Getränk: eine Sitte, welche außer dem Cardinal nur der König beobachtete. So lange Richelieu noch einen Trunk schlürfte, blieben die zu seinem Dienste

versammelten Personen im Zimmer. Der Cardinal setzte den leeren Becher auf den ihm vorgehaltenen Teller, winkte mit der Hand, sagte: „Gute Nacht, Kinder!“ und war bald darauf allein in seinem Gemache. Wenige Minuten später schellte er.

„Lucien,“ sagte er zu dem eintretenden Kammerdiener, „ich habe ganz vergessen zu erinnern, daß Bournais, Cahusac und Vitry noch zurückkommen werden. Lasse sie vor mein Bett. Ich muß mit ihnen reden.“

Der Cardinal schloß die Augen und lag still auf seinem Pfühl. Nur das Ticken der Uhr und das Schnurren Sarroques, der nicht weit von seines Gebieters Bett auf einem Kissen schlummerte, tönten durch die tiefe Stille. Richelieu zählte die Schläge des Pendels, er horchte auf das Schlagen der Thurmuhren draußen. Endlich, nachdem eine geraume Zeit vergangen war, vernahm er leises Geräusch. Die Thüre ward geöffnet.

„Wer ist da?“ fragte der Cardinal.

„Bournais!“ antwortete eine Stimme.

Richelieu erhob sich hastig aus den Kissen.

„Nun, Bournais?“ rief er, „schnell herbei — was bringst Du für Nachricht?“

„Eminenz — ich weiß nicht, um was es sich handelt. Wenn Sie aber irgend eine Mittheilung durch Herrn von Chaumier zu erlangen hofften, dann bedaure ich, daß Sie mich vergebens absendeten — ich kam gerade in das Gast-

haus zum Béarner Wappen, als Herr von Chaumier in den letzten Zügen lag. Er ist verschieden."

„Unglück — Unglück," stöhnte der Cardinal, in die Kissen zurücksinkend. „Ich bin machtlos gegen dieses Geschick. Wieder die Spur verloren!"

Er winkte Bournais mit der Hand, der langsam aus dem Schlafgemache schlich. Der Cardinal blieb stumm. Seine Gewohnheit, mit sich selbst zu reden, machte sich jetzt nicht geltend. Er kniff vielmehr seine Lippen fest aufeinander, starrte zum Betthimmel empor, dessen Mitte das Wappen der Duplessis zierte und stieß einige tiefe Seufzer aus. Seine Gedanken nahmen wieder jenen Flug nach rückwärts, der sie in die Zeiten seiner Jugend trug. Er streckte die Hand empor, als wollte er eine Gestalt halten, welche durch die Vorhänge seines Bettes huschte und aus dem Zimmer zu entfliehen schien — dann ließ er die Hand wieder sinken, und sie zu seinen Augen führend, zerdrückte er eine Thräne, welche im Licht der Lampe wie ein kleines Demantsteinchen blitzte. Nach langer Pause erschallte wieder Geräusch. Dieses Mal ertönte zugleich mit dem leisen Knarren der Thüre das Geklirr von Sporen. Cahusac trat an des Cardinals Bett.

„Er kommt?" sagte der Cardinal, seinen Kopf hebend.

„Nein, Eminenz. Ich fand Herrn von Saint-Preuil nicht mehr in seiner Wohnung — nicht mehr in Paris. Auf Ordre des Herzogs von Meilleraye, des Generalfeldmarschalls, hat Herr von Saint-Preuil heute Nachmittag

schon mit den ausrückenden Truppen Paris verlassen, um sich nach Dourlens zu begeben, wo seine Gegenwart höchst nothwendig ist."

„Unglück — Unglück zum zweiten Male!" flüsterte der Cardinal. „Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich heute noch aus seinem Munde die Wahrheit vernommen — und er würde sie mir gewiß gesagt haben."

Auch Cahusac ward verabschiedet.

„Nur noch eine Botschaft — Hautefort und Rouvigny sind am Ende viel wichtiger. O! — wenn ich sie in der Hand habe, dann werden mir die Briefe nicht entgehen. Ich zeige Maria von Hautefort den gefangenen Bruder."

Die Aufregungen der letzten Stunden hatten den Cardinal dergestalt ermattet, daß er unwillkürlich die Augen schloß und der Schlaf ihn zu bewältigen begann. Aus diesem bereits apathischen Zustande riß ihn ein ziemlich starkes Zupfen an seinem Kopfkissen. Vitry, ein ganz roher, mit dem Cardinal sehr vertrauter Kriegsknecht, war in das Zimmer gekommen und weckte den Schlafenden in solcher Weise. Der Cardinal hatte nicht sogleich seine Besinnung wieder, der Schlaf umnebelte ihn noch. Er fuhr aber mechanisch mit der Rechten hinter seine Bettstelle und riß ein zweischneidiges, sichelartig gekrümmtes Dolchmesser hervor, welches immer dort hing.

„Wer wagt es — —?" rief er, die furchtbare Waffe schwingend.

„Gemach, Eminenz! Ich bin es — Vitry. Schonen

Sie meine Nase. Sie haben ja befohlen, also mußte ich noch so spät kommen."

„Ach, Vitry, Du bist es!" beruhigte sich der Cardinal, indem er seinen Oberkörper auf den linken Arm stützte und die mit dem Messer bewaffnete Rechte auf seinem Deckbett ruhen ließ. „Ich war fast eingeschlafen. Aber jetzt — bei Deinem Anblick, bei dem Gedanken an Deine wichtige Mission ist der Schlaf entschwunden — nun? sind sie in Deinen Händen? Du hast doch gute Leute gewählt? es ist hoffentlich so verfahren worden, wie bei Montmorency und Chalais? Sind sie in der Bastille oder in Vincennes?"

„Weder da, noch dort — sondern wo anders."

„Blut? ein Gefecht?" rief der Cardinal, nicht ohne Schrecken und hoch im Bette aufsitzend. „Sie sind gefallen?"

„Ah! bah! — ich dachte gar," lachte Vitry roh. „Nicht alle Tage geht es so zu wie damals auf der Drehbrücke, als wir den Marschall d'Ancre beförderten. Hautefort und Rouvigny sind ausgeflogen. Sie mögen schöne Dinge mitgenommen haben, denn ohne Zweifel geht ihre Reise nach Chateau d'Anet zu den Vendômes. Sie sind gewarnt worden, und wir haben das leere Nachsehen."

„Diavolo!" zürnte der Cardinal, heftig mit der flachen Dolchklinge das Deckbett schlagend. „Ein schlimmer Streich auf den andern — Mißlingen ohne Ende — Alles entschlüpft — Alles davon!" Er ballte zornig die Faust. „Ich konnte sie vielleicht jetzt schon fangen — der Verrath

ist mir zuvorgekommen — Saint-Preuil, ha! er — er allein ist es — o, wenn ich ihn hätte. Aber einen solchen Mann mitten aus dem Heere reißen — jetzt bei dem Ausbruche des Krieges — die beiden Andern, ja, die könnte ich — —" Der Cardinal machte seltsame Bewegungen mit dem Dolchmesser. „Aber dazu müßte ich sie natürlich haben — und wie soll ich das — wenn Ihr Einfaltspinsel, nachlässige Schlingel und leichtfertige Soldaten seid — ja, Ihr und Du an der Spitze, mein Herr Vitry."

Vitry ließ sich durchaus nicht einschüchtern, sondern blieb vor dem Bette stehen und sagte: „Lassen Sie doch Ihren Aerger nicht an mir aus. Sie sind ganz allein Schuld daran, und deshalb ist auch Ihr Zorn groß. Warum haben Sie so nachlässige Spione? Wenn wir vorgestern das gewußt hätten, was wir heute erfahren, dann hätten wir die beiden Zeisige gefangen. Wenn Sie aber während der Zeit zwanzig Mal gewarnt worden sind — dann müssen Sie sich nicht wundern, daß wir heute Nacht das Nest leer fanden. Uebrigens werde ich sie greifen. Ich weiß, welchen Weg sie immer nehmen und habe die ganze Route entlang meine Leute, daher wissen Sie ja von der Verschwörung schon so viel — und es ist recht undankbar, daß Sie mich so behandeln."

Der Cardinal steckte seinen Dolch bei Seite, dann wendete er sich wieder um und sagte: „Es ist wahr, Vitry — meine Schuld war es allein, aber wir wollen nicht nachlassen. Ah! es wird alles auf ein Mal gelingen, alles

mit einem Schlag abgethan sein. Wenn ich die Verschwörer nicht habe," fuhr er halb zu sich selbst sprechend fort, „dann werde ich doch morgen die Briefe haben. Wenn die Hautefort sie mir nicht ausliefert — dann habe ich den zweiten Plan, und der wird gelingen — dann sind sie alle im Netz, und ich drücke ihnen die Kehlen zu. Liefert sie die Briefe aus — um so besser. Sie wird nicht wagen, mich zu täuschen. Vitry", rief er laut, „morgen ist ein wichtiger Tag. La Porte, der Courier des Königs geht mit Depeschen nach Grenoble."

„Ich weiß es. Dieser Bursche spielt uns Streiche genug, als wir die Cassette der Königin in Val de Grace abfangen sollten. Damals war er Lakai. Als die Versöhnung zu Stande kam zwischen den Majestäten, wurde er zum Cabinetscourier gemacht."

„Es ist möglich," sagte der Cardinal; „daß wir ihm in dieser Eigenschaft an den Kragen gehen können. Sei morgen um die Mittagsstunde mit Cahusac in der Rue du Chant. Wir müssen la Porte wieder einmal visitiren. Verfolge ihn genau, wenn er aus dem Louvre abreitet, und leere seine Taschen, denn er bringt Briefe fort, die ich haben muß."

„Schon wieder eine solche Geschichte? Gut! Ich bin um zwölf Uhr an der Ecke des Nordportals und der Rue du Chant. Aber in der Stadt selbst keine Attacke! Sie und ich — Ihr ganzer Anhang, wir sind unbeliebt. Wenn

einer Hilfe gegen uns anruft, kommt halb Paris ihm beizustehen."

„Genug!" rief der Cardinal ärgerlich. „Geh."

Vitry machte einen kurzen Diener, wobei er die Hacken seiner Stiefel zusammenschlug. „Erhalte ich noch weitere Befehle?" sagte er.

„Ich lasse durch Baltos, meinen Musketiercapitain, Deinen Posten inspiciren. Sei um zwölf bereit an der bezeichneten Stelle."

Vitry ging.

„So —" murmelte der Cardinal; „es wird gehen. Wenn die Briefe nicht freiwillig ausgeliefert werden — wenn ein Zufall meine Pläne kreuzt, dann wird la Porte die gefährlichen Papiere ausgehändigt erhalten, um sie mit denen des Königs zu befördern — o! ich kenne die Weiber und ihre List — wenn ich also la Porte in meinen Händen habe, wenn es gelingt, diesen Burschen anzuhalten und ihm mit vorgehaltenem Pistol die Bitte ins Ohr zu flüstern: Gestatten Sie uns doch, werther Herr, Ihre Couriertasche untersuchen zu dürfen, dann ist Alles gelungen — eh — Cahusac und Vitry fackeln nicht lange. — Auf morgen denn! Zuerst der König — dann —"

Er schien, bei diesem Punkte angelangt, scharf nachzudenken. Alle Erinnerungen an Jugend, an Glück, an Liebe, an das ihm so nahe und nun wieder entschwundene Kind waren von ihm gewichen — im Nebel zerronnen.

Der Cardinal dachte nur an Rache — an seine Feinde und wie er sie am besten zertreten könne. Mit fester Hand löschte er die Lampe.

„Jetzt erst ist der Herr Cardinal eingeschlafen,“ sagte der Posten drunten im Hofe. „Es ist erstaunlich, wie lange der Herr für den König arbeitet.“

# VII.

## Im Garten des Louvre.

Eine große Menge von Menschen aller Art hielt die Treppen und Corridore, die Säle und Vorzimmer besetzt, welche gleichsam die Pässe zum Cabinet des Königs bildeten. Ludwig XIII. war ein sehr ruhiger und, wie Frau von Rambouillet sagte, langweiliger Regent, aber gerade deshalb ließ er seinen Leuten freien Willen. Täglich versammelten sich daher in den Höfen des Louvre, auf den Treppen, in den Gängen eine große Zahl uniformirter und nicht uniformirter Müßiggänger. Musketiere, Bittsteller, Hofbediente, Geistliche hohen und niederen Ranges, Damen mit großen Bittgesuchen in den Händen, Fremde, welche irgend etwas durchsetzen wollten, Lieferanten und Künstler wimmelten hier bunt durcheinander. Im letzten Vorzimmer hielten vier Musketiere Wache. An der hohen, mit Portieren geschlossenen Pforte, welche in des Königs Zimmer führte, standen zwei Schweizer mit mächtigen goldverzierten Hellebarden in den Händen .Außerdem befand sich rechts am Eingange, gerade quer vor die Fenster gestellt, ein

langer grünbehangener Schreibtisch, auf welchem viele Briefe und eine großes Buch lagen, in welches die Audienzsuchenden ihre Namen eintrugen. An diesem Tische saßen drei Schreiber. Man konnte ihnen ein Bittgesuch dictiren oder doch die Bitte überhaupt vortragen, welche man dem Könige zugehen lassen wollte, worauf die Schreiber solches Gesuch in Briefform brachten. Einige sehr gelangweilt aussehende Pagen und der dienstthuende Kammerherr, Letzterer für Leute von Rang und Ansehen, sowie ein Kammerlakei bildeten die übrige Bevölkerung des Vorzimmers.

Von zehn bis elf Uhr des Vormittags hielt der König Sprechstunden oder Audienzen. Diese bestanden oft in drei Minuten langer Unterhaltung. Nach der Reihe, wie sie notirt waren, ließ man die für die Audienz würdig Befundenen eintreten. Sehr oft kamen die Bestellten jedoch nicht vor, denn mit dem Schlage elf wurden die Thüren geschlossen. Deshalb lagerte schon von früh Morgens an jene Menschenmasse auf Treppen und Gängen und Zimmern. Wer zuerst sich andrängen konnte, gewann eine Unterredung, oft genug gegen schwere Bezahlung an die Lakaien, Pagen und Schweizer. Der Lärmen, den diese Menge machte, war ganz bedeutend, und es geschah nicht selten, daß einer der Schweizer bis an den Rand der großen Treppe schritt und von dort aus „Ruhe“ hinabschrie. Dieses Gebot fruchtete einige Minuten lang, aber bald genug fing der Spektakel wieder an, der freilich nicht bis in das Zimmer des Königs dringen konnte. Plötzlich trat aber tiefe Stille

ein; die oben Befindlichen, welche noch lebhaft plauderten, sahen über das Treppengeländer hinab, aus den Winkeln der Corridore liefen die Wartenden herbei und gruppirten sich zusammen, Alles lauschte und fragte, was wohl der Grund dieser mit einem Schlage erfolgten Ruhe sein mochte?

Die Beobachter am Treppengeländer bemerkten sogar, daß drunten alle sich in zwei Reihen aufstellten, daß Jeder seinen Hut zog, nur einige störrische Musketiere ausgenommen, die auf ihren Sesseln wie angenagelt sitzen blieben. Nun sahen sie zwischen diesen beiden Reihen von ehrfurchtsvoll dastehenden Menschen zwei Pagen erscheinen, hinter ihnen kam ein hagerer, ganz roth gekleideter Mann im langem Gewande, mit einem breiten rothen Hut auf dem Haupte, dessen scharfmarkirtes Gesicht Schnurr- und Kinnbart trug. Dieser Mann grüßte sehr artig nach beiden Seiten hin — zuweilen lächelte er, wenn er ein bekanntes, ihm angenehmes Gesicht erblickte, dann zog sich auch wieder seine Stirn in Falten, aber er ging mit majestätischem Schritte die Treppe hinauf. Hinter ihm kam ein schwarzgekleideter Mann, der eine grüne, mit messingenem Schlosse versehene Mappe trug. „Der Herr Cardinal — die rothe Eminenz," so ging es flüsternd durch die Reihen, und es war, als sei dieses oft furchtsam ausgesprochene Wort einem Windhauche gleich, der vor der Person des Cardinals herwehte. Oben standen schon die Thüren zum Eingangszimmer offen — die Schweizer streckten ihre Hellebarden, die faulen Pagen nahmen Stellung an, und viele

Audienzsuchende seufzten, denn wenn der Cardinal zum Könige ging, dann blieb diesem wenig oder gar keine Zeit für Andere übrig, verdienten die kurzen Worte des Königs doch ohnehin kaum den Namen „Audienz".

Der Cardinal ging durch ein kleines, mit Statuen und Bildern geschmücktes Vorzimmer. Dann trat er in das Cabinet Ludwigs XIII., welches mit den herrlichsten Waffen, Harnischen und Schilden decorirt war. Sechs ganze Rüstungen von vollendeter Schönheit in der Arbeit, standen auf Postamenten in den Nischen. Sonst waren Bücher auf vielen Tischen, und eine Tafel, hinter welcher Saint-Hilaire, des Königs Secretair, fast verhüllt von der Menge Papier, saß, welches in Form von Briefen dort aufgespeichert lag. Einige besonders schöne Gewehre lagen oder standen auf Tischen und in den Ecken. Auf einem langen, geschnitzten Consol prangte in einem offenen, mit Sammet ausgeschlagenen Kasten eine prachtvoll gearbeitete Büchse von ungewöhnlich großem Kaliber. Diese Waffe war ein Geschenk Vitry's an den König. Ludwig nannte sie „die dicke Vitry", es war dasselbe Gewehr, mit dem der König sich einst an jenem Tage bewaffnet hatte, wo d'Ancre ermordet und Maria von Medicis, des Königs Mutter, verhaftet wurde. Während der Audienzen und der Vorträge seiner Räthe spielte der König oft mit diesen Gewehren, wenn er sich langweilte. Ein solches Spielen fand gerade statt, als der Cardinal bei ihm eintrat. Der König schraubte so eben einen Feuerstein in den Hahn der Büchse.

„Ich habe die Ehre, Euer Majestät einen unterthänigsten guten Morgen zu wünschen," begann Richelieu sich verneigend.

Ludwig blickte verdrießlich auf, sein Mißbehagen machte sich durch ein kurzes Brummen Luft, dann legte er den Schraubenzieher, welcher ihm bei seiner Arbeit gedient hatte, nieder, und sich die Finger an einem seidenen Tuche abwischend, fragte er:

„Was giebt es, Eminenz? wie lange werden Sie mich aufhalten?"

„Ich selbst werde nur kurze Zeit die Geschäfte Eurer Majestät stören," antwortete der Cardinal, mit spöttischem Lächeln. „Indessen habe ich Mittheilungen zu machen, welche die Thätigkeit Euer Majestät wachrufen werden, wenn Sie anders noch gesonnen sind, Ihre Autorität zu wahren."

„Wieder ein versteckter Vorwurf! Was giebt es? ich komme nicht zu den einfachsten Amüsements vor lauter Geschäften. Da ich mit der Armee ins Feld gehen will, habe ich noch vielerlei vorzubereiten, ich sprach gestern schon mit Ihnen davon, und Sie erboten sich, Alles zu übernehmen und mir die Obliegenheiten ein wenig zu erleichtern. Heut ist wieder etwas für mich im Anzuge."

„Gestern Abend erhielt ich erst Kunde davon, Sire, und deshalb scheint es mir nothwendig, so früh als nur möglich, mit Euer Majestät zu sprechen. Ich kämpfte mit mir, ob ich nicht Euer Majestät schon um sieben Uhr

Morgens wecken lassen sollte, da Sie aber gestern in Fontainebleau Jagd hielten, dachte ich wohl, daß Euer Majestät ermüdet sein würden, ich verschob daher meine Meldungen um einige Stunden. Jetzt gerade dürfte indeß der geeignete Zeitpunkt sein."

„Sie werden mich verbinden, wenn Sie recht schnell Ihre Mittheilungen vollenden."

„Das ist auch mein Wunsch, Sire. Ich beginne sogleich. O! — nicht wahr, Majestät haben die Gnade, Herrn Saint-Hilaire auf einige Minuten zu beurlauben?"

Der König winkte dem Secretair kurz mit der Hand, und dieser erhob sich von seinem Platze, grüßte und verließ das Cabinet.

„Nehmen Sie Platz!" sagte der König, dem Cardinal einen Sessel hinschiebend.

„Nach Ihnen, Sire."

Der König setzte sich, nach ihm der Cardinal.

„Nun?" fragte Ludwig.

„Sire, ich habe gestern Abend ein Schreiben erhalten. Der Inhalt desselben ist ein wichtiger. Einer meiner Agenten benachrichtigt mich von einem gefährlichen Complote."

„Ach — schon wieder Conspirationen!" seufzte der König mißvergnügt.

„Wir leben in einer Zeit, Sire, wo die Complote das tägliche Brot der Höfe und Cabinete bilden. Wer dabei gewinnen kann, ist ein Thor, wenn er nicht Verschwörungen oder Intriguen anzettelt. Aber thöricht ist es, wenn man

Gelegenheit hat, ein Complot zu zerstören und die Anstifter desselben vernichten zu können, eine solche Gelegenheit ungenützt vorübergehen zu lassen. Sie kennen die Menge von Ränken, von Verschwörungen, welche Sie schon mit meiner unterthänigsten Hilfe schadlos gemacht und gestraft haben."

Der König nickte stumm.

„Fahren Sie fort!" sagte er dann.

„So hören Sie, Sire!" begann der Cardinal wiederum, ein Papier hervorziehend.

Die in den Vorzimmern und Gängen der Audienz Harrenden wurden arg enttäuscht in ihren Erwartungen, als der Kammerherr auf dem Vorplatze erschien und mit lauter Stimme rief:

„Seine Majestät werden heute keine Audienzen mehr ertheilen. Wichtige Arbeiten beschäftigen den König den ganzen Tag."

Mit dumpfem Gemurmel verließen eine Menge von Bittstellern aller Art den Louvre, und nur die Musketiere, die Wachen, Pagen und Thürsteher blieben in den langen, noch so eben stark bevölkert gewesenen Gängen zurück.

Der König war noch immer mit dem Cardinal eingeschlossen. Zuweilen wagte einer aus dem Dienstpersonal, sich bis an die Thür zu schleichen, das Ohr ans Schlüsselloch zu legen und dort angestrengt zu horchen — aber kein Laut war vernehmbar. Herr Saint-Hilaire erschien ebenfalls wieder — er hatte beide Herren seit geraumer Zeit

verlassen, keine Unterhaltung war hörbar, der König mußte also sein Cabinet verlassen haben.

War der Cardinal allein zurückgeblieben? war er mit dem Könige gegangen? in diesem Falle konnten Beide nur durch das Schlafcabinet des Monarchen gegangen sein. Von demselben ging man in eine kleine Kapelle, welche nur zwei abgesonderte Sitze für das königliche Ehepaar und einige Sessel für die Damen enthielt. Alle anderen vom Hauspersonal des Königs hörten hier stehend die Messe mit an, der sie auf königlichen Befehl ein Mal täglich beiwohnen mußten. Der Eingang für diese Leute war von der Flußseite aus durch die Gallerie des Mars. Die Thüre im Erdgeschosse des Louvre, welche diesen Eingang bildete, öffnete sich auf einen gepflasterten Gartenweg, den rechts und links geradlinige Heckenwände von Taxus einfaßten; hinter diesen Hecken lief linker Hand vom Zugange ein starkes Gitter, welches den kleinen Garten des Louvre, der nach dem Quai de l'Ecole hinausgelegen und mit einer prächtig verzierten Terrasse versehen war, absperrte. Wenn man also aus der Kapelle durch die Gallerien ging, die Treppen zum Portal des Louvre hinabstieg und in den Gartenweg kam, so konnte man von jenem hinter den Hecken befindlichen Gitter aus in den kleinen Garten des Palastes gelangen. In diesem Garten war es sehr heimisch und lauschig. Dichte Lauben spannten ihre grünen Bogen von Pfeiler zu Pfeiler, Mandelbäume und Akazien dehnten ihre Aeste weit über den grünen Rasen, in dessen Teppich

hie und da gleich einer prächtigen Mosaik Blumen gepflanzt waren. Nach dem Quai de l'Ecole und der Porte du Foin hinaus ward dieser Garten durch eine hohe Mauer geschützt, von welcher sich die mit einer breiten Steintreppe angelegte Terrasse in den Garten hinabsenkte. Von der Höhe der Terrasse hatte man eine treffliche Aussicht über die Seine hinweg bis zum Pont-Neuf, man konnte ungestört das lustige Treiben auf dem Flusse, auf dem gegenüberliegenden Ufer und in den Straßen beobachten, den Glockenthurm bewundern und dennoch ungestört seinen Gedanken nachhängen, weil der Lärm ziemlich dumpf und schwach in die kleine, reizende und friedliche Einsamkeit drang, deren Grün ganz herrlich gegen die dunklen Mauern des Louvre abstach und sogar bis an jenes Fenster kroch, aus welchem einst Carl IX. in der blutigen Nacht des heiligen Bartholomäus auf die Hugenotten schoß.

Der König besuchte den Garten nur selten. Früher hatte er hier seine Vogelherde gehabt und war, in denselben verborgen, mit Luynes, seinem Günstlinge, übereingekommen, dem Marschall d'Ancre das Lebenslicht ausblasen zu lassen. Seit jenem Staatsstreiche besuchte er den nunmehr zum Garten umgeschaffenen Vogelherd nur selten und ließ sich nie dort sehen, wogegen die Königin, vielleicht gerade aus diesem Grunde — den kleinen Garten gern aufsuchte und stets daselbst verweilte, wenn sie in Paris war und die Witterung es gestattete.

An jenem Vormittag, den die lustigste Maisonne recht

ungetrübt beschien, befand sich Anna von Oesterreich wieder in dem Bosquet. Mit ihr wandelten noch zwei Damen durch die Büsche und Lauben. Eine der Damen war Maria von Hautefort, die zweite, ein wenig ältere, war Louise Maria von Gonzaga, die schöne Tochter des Herzogs von Mantua, welche allen Prinzen den Kopf verdrehte und später Ladislaus IV. von Polen heirathete, zur Zeit dieser Erzählung aber in dem Rufe stand, mit Cinq-Mars ein zärtliches Verhältniß eingegangen zu sein. Sonst war in dem Garten nichts Bemerkenswerthes oder Auffälliges, nur in einer der verstecktesten Lauben konnte der Lauschende einen Tisch gewahren, auf welchem ein Schreibzeug, verschiedene Bogen Papier, auch Siegelwachs und Petschaft standen und lagen. Außerdem war ein wunderhübsches Bologneserhündchen sichtbar, es hieß Ridotto und gehörte der Prinzessin Louise von Gonzaga.

An dieses Hündchen knüpfte sich eine sonderbare Prophezeiung. Als nämlich auf Anstiften der Familien Guise und Longueville die Prinzessin einst vierzehn Tage lang in den Donjon von Vincennes gesperrt wurde, weil des Königs Bruder ihr allzusehr nachstellte, erschien bei der Gefangenen ein Italiener, Namens Promontorio, der in dem Rufe stand, die sichersten Prophezeiungen abgeben zu können. Er bot der Prinzessin den kleinen allerliebsten Ridotto zum Verkauf an. „Was soll ich hier mit dem Hündchen anfangen? wer weiß, wie lange ich hier noch sitzen muß?“ sagte Louise. „Nicht doch, Hoheit,“ entgegnete der Italiener,

„Sie werden in acht Tagen frei sein.“ Es geschah genau so. Nun wollte Louise den Hund kaufen. Der Italiener forderte achtzig Pistolen, als aber die Prinzessin das Geld zu zahlen im Begriffe war, wies der Italiener diese Bezahlung zurück. „Ich creditire Ihnen das Geld, Hoheit,“ sagte er, „Sie können mir den Hund bezahlen, wenn Sie Königin geworden sind.“ Wir haben schon oben angedeutet, daß diese Prophezeiung ebenfalls eintraf.

Louise von Gonzaga war, wie alle Abkömmlinge der alten königlichen und fürstlichen Geschlechter, eine Feindin oder Gegnerin des Cardinals, nebenbei gehörte sie zu den Leuten, für welche die Intrigue, wie der Herr Cardinal dem Könige mitgetheilt hatte, so nothwendig als das tägliche Brot war. Freilich war die Prinzessin eine reizende Intriguantin, aber darum auch desto gefährlicher. Wer nun in den dunklen, kleinen Garten um die Vormittagsstunde geschaut hätte, würde die drei Damen in gespannter Erwartung und gleichsam als eine kleine Postenkette sich aufstellend, erblickt haben.

Louise Gonzaga stand auf der Brüstung der Terrasse und sah scharf in die Gegend hinaus; auf den Stufen, welche in den Garten hinabführten, hatte die Königin sich postirt und im Bosquet selbst war Maria von Hautefort aufgestellt.

„Ist noch nichts zu sehen, Louise?“ fragte die Königin.

„Noch nichts, Majestät. Das Gewimmel der Leute,

welche vom Pont-Neuf herkommen, läßt Einzelne nicht unterscheiden."

„Wir verlieren die Zeit," sagte die Königin zu Maria von Hautefort, „denn heut Abend, wo La Porte erst Paris verlassen soll, können wir seiner kaum habhaft werden. Es ist die einzige Zeit jetzt — wo Niemand uns vermißt."

„Sorgen sich Eure Majestät nicht!" beschwichtigte Maria. „Wir haben immerhin noch Zeit genug. Es ist die Audienzstunde, und Alles ist dort im Palaste beschäftigt. Wir sind ungestört."

„Achtung — er kommt!" rief Louise. „Er trabt den Gang entlang. Es ist La Porte."

„Dem Himmel sei Dank!" rief die Königin, die Stufen hinaneilend.

„Bleiben Sie zurück, Majestät — man könnte Sie bemerken, ich will ein Zeichen geben."

Louise zog ein weißes Tuch, beugte sich, so weit sie nur vermochte, über die Brüstung der Terrasse und ließ das Signal flattern.

„Hat er es bemerkt?" fragte die Königin.

„Gewiß — jetzt hält er an. Er nimmt den Hut ab, er deutet auf den Louvre hin. Er lenkt sein Pferd in den Thorweg des kleinen Reitstalles — jetzt ist er verschwunden — nur wenige Minuten noch, und er wird hier sein."

Louise eilte von der Brüstung der Terrasse und stieg mit der Königin die Stufen hinunter zu Maria von Hautefort.

„Es bleibt uns nicht viel Zeit," trieb die Königin. „La Porte wird gleich kommen. Er kann höchstens nur so lange zögern, bis er eine günstige Gelegenheit erspäht hat, um von dem kleinen Reitstalle aus über den Gartenweg durch das Gitter hieher zu gelangen."

Die drei weiblichen Verschwörer eilten in die Laube zu kommen, wo auf dem Tische Papiere und Geräthschaften zum Siegeln lagen.

„Hast Du alle Briefe beisammen, Maria?" fragte die Königin.

„Hier sind sie, Majestät!" antwortete Maria, hinter die Bank greifend. Sie zog ein Packet hervor. „Hier ist ein Brief an die Marschallin Fontrailles. Er enthält den Glückwunsch zur Entbindung ihrer Tochter. Hier ein Brief an den Doctor Vallot, die Sendung der Brunnenwasser zu beschleunigen. Hier ein Schreiben an Fräulein von Lafayette, die Eingabe der Nonnen zum Kloster der Heimsuchung betreffend — endlich dieses hier, das kleinste, aber das wichtigste — der Brief an die Herzogin Christine."

„Es ist gut — sehr gut. Wir müssen La Porte dieses kleine Schreiben besonders zur Aufbewahrung empfehlen. Ihr wißt, daß die andern Briefe ohne Bedeutung. Ich gab sie der Vorsicht halber mit. Denn wenn irgend ein Verräther La Porte's Anwesenheit hier im Garten ausmitteln sollte, wenn der Bote etwa angehalten würde, so kann er dreist seine Tasche zeigen, man wird nur unverfängliche Briefe bei ihm finden, und der mir erzeigte Dienst

ist ganz harmloser Natur, denn er befördert mit den Depeschen des Königs nur Briefe an Personen, die so unverdächtig sind, wie die Aufträge, welche ich an Jene gelangen lasse."

„Trefflich! herrlich, Majestät!" rief Louise, in die Hände klatschend. „Das heißt der rothen Eminenz ein Schnippchen schlagen. Das nenne ich die Feinde irreführen."

„Ich will das Siegel auf die Briefe drücken, welches ich bei ähnlichen Correspondenzen führe," sagte die Königin. „Gieb das Schreiben her. Es ist mein Handsiegel und in den Reif meines Erbringes gefaßt."

Sie nahm eine Wachsoblate und klebte sie auf das gefährliche Papier des Briefes. In diesem Augenblicke schlug Ridotto, der sich in den Gängen des Bosquets belustigt hatte, heftig an. Die drei Damen fuhren empor und blickten nach der Richtung, aus welcher das Gebell des Hundes kam. Die Königin hielt mit ihrer Beschäftigung inne, sie hatte den Brief in der Hand und schaute fragend ihre Damen an.

„Ridotto schlägt an," sagte Louise. „Oh — es muß La Porte sein. Schnell die Briefe."

Maria nahm die drei Schreiben, und eben wollte die Königin das Handsiegel auf die Wachsoblate des vierten Briefes drücken, als Louise entsetzt ausrief: „Allmächtiger Gott — ein rothes Gewand — dort sehen Sie."

Sie deutete auf die Büsche, durch deren Zweige man

ein rothes Kleid schimmern sah. Der Träger desselben näherte sich.

„Es ist der Cardinal — und — der König."

Anna von Oesterreich vermochte vor Schrecken den Brief nicht zu verbergen, sie schien wie gelähmt. Schon waren der König und der Cardinal um die Biegung des Weges gekommen — sie standen der Laube, in welcher die drei Damen sich befanden, gegenüber, sie konnten jede Bewegung bemerken, welche eine der Ueberraschten ausführte.

„Wir sind verloren," sagte leise und zitternd Louise. „Heute Nacht schlafen wir in der Bastille."

Maria von Hautefort hatte im letzten Momente noch den Brief an Christine von Savoyen der Königin aus der Hand gerissen. Sie hielt daher alle vier Schreiben.

„Fassen Sie sich, Majestät!" flüsterte Louise. „Gehen Sie dem Könige entgegen, vielleicht gelingt es uns, während dessen die Briefe hinter der Bank zu verbergen."

„Das ist unmöglich," raunte Maria ihr zu. „Sie sehen jede Bewegung und sie werden sicher den Garten durchsuchen lassen — denn ohne Zweifel kommen sie hieher, um das Schreiben aufzufangen. Wir sind verrathen."

Die Königin war bereits aus der Laube getreten und ging dem Monarchen entgegen. Der Cardinal, der dieses Manöver durchschaute, wendete seine Blicke nicht eine Secunde von der Laube und den beiden Damen in derselben. Seine Augen glichen denen des Falken, der aus weiter Ferne seine Beute erspäht. Maria vermochte daher nicht

eines der Schreiben bei Seite zu bringen, ohne daß der Cardinal es sogleich bemerkt haben würde. Sie stand deshalb regungslos, die Briefe in der Hand haltend, am Eingange der Laube. Anna von Oesterreich war auf den König zugegangen. Richelieu verneigte sich, aber sein Haupt senkte er nicht so tief, daß es ihm unmöglich geworden wäre, die Bewegungen Maria's aus den Augen zu verlieren.

„Sie hat das Schreiben," murmelte er; „es wird sich jetzt zeigen, durch welches Taschenspielerkunststück sie die Schrift meinen Händen entzieht, oder ob sie ihr Versprechen hält. — Günstige Gelegenheit — sie können den Brief nirgend verbergen, er muß sofort in meinen Besitz gelangen."

Unterdessen war die Königin zu ihrem Gemahl getreten.

„Welch freudige Ueberraschung!" begann sie. „Euer Majestät hier zu sehen, hätte ich nicht vermuthet. Ich glaubte, daß die Audienzstunde Sie ganz in Anspruch nehmen würde."

„Ob diese Ueberraschung eine freudige für Eure Majestät ist, lasse ich dahingestellt sein," entgegnete mürrisch der König. „Ich störe ja doch nur, denn Sie sind eifrig beschäftigt mit Arbeiten — Sie führen Ihre Correspondenzen zu Ende, welche mein Courier nach dem Süden mit meinen Depeschen befördern soll. Ich unterbrach diese Beschäftigung."

„Ah, Sire — Sie werden doch nicht glauben, daß Ihre Ankunft jemals stören könnte! Außerdem ist die Beschäftigung eine so leichte — jene Briefe, die wir schrieben, sind so einfach, so unbedeutend ist der Inhalt, daß sie mitten unter einer plaudernden Gesellschaft vollendet werden könnten."

„Wirklich, Madame?" sagte der König streng, „ei — wenn das ist, so zeigen Sie doch die Briefe."

Die Königin fühlte, wie das gewaltige Klopfen ihres Herzens das Mieder ihres Kleides hob, aber sie behielt die Fassung und sagte:

„Dort das Fräulein von Hautefort hält die Briefe — sehen Sie, Sire."

Der König trat in die Laube — dicht hinter ihm stand der Cardinal. Als Ludwig Fräulein von Hautefort nahe war, milderte sich der strenge Ausdruck seines Gesichtes, er nickte freundlich.

„Sie also, mein Fräulein," sagte er, „sind die Großsiegelbewahrerin meiner Gattin? es ist das ein gefährliches Amt — viel Verantwortung."

„Ich kann das nicht verstehen, Majestät," sagte Maria unbefangen, „ei — wenn die Herren so strenge Miene annehmen, sollte man glauben, es handle sich darum, ein Complot zu entdecken, dessen Mitschuldige Ihre Majestät die Königin und wir Beide hier wären."

„Ich enthalte mich des Urtheils, Fräulein," sagte der König. „Aber Madame," fuhr er zur Königin gewendet fort, „Sie müssen doch eingestehen, daß es seltsam ist:

wenn Sie meinem Courier La Porte heute Vormittag Briefe übergeben wollen, während dazu heute Abend noch Zeit genug bliebe. La Porte erhält seine Depeschen eine Stunde, bevor er Paris verläßt — Sie konnten ihm heute Abend Ihre — wie Sie sagen, unbedeutenden Briefe ebenfalls aushändigen. Weshalb wurde er zu dieser Stunde — in diesen Versteck bestellt? Sie werden zugeben, daß ich wohl ein Recht habe zu vermuthen, daß Sie besondere Aufträge zu übergeben hatten — von denen ich nichts erfahren sollte. Weshalb ward La Porte in diesen Garten bestellt?"

Die Königin nahm die Miene der größten Unbefangenheit und Naivität an — sie blickte rund umher — als suche sie eine Gestalt, auf welche die Worte des Königs anzuwenden wären — und als sie sich überzeugt hatte, daß La Porte noch nicht in der Nähe war, sagte sie:

„Ich verstehe Euer Majestät ebenso wenig, als Fräulein von Hautefort Sie verstand. La Porte soll hier sein? er soll bestellt worden sein, um Briefe abzuholen? ja — wo ist er denn?"

Der König blickte nun ebenfalls um sich — er ging sogar einige Schritte zurück, da er aber Niemand gewahrte, sagte er mit einem vorwurfsvollen Tone zum Cardinal:

„Es ist richtig. Ich sehe keinen La Porte."

Richelieu bewegte seine Lippen heftig, aber trotz dieses Beweises seiner inneren Erregung verwendete er doch kein Auge von Maria.

„Wir wollen die Briefe ansehen," sagte der König.

„Hier, Majestät, ein Schreiben an Ballot," sagte Maria, den Brief reichend. Ludwig entfaltete das Papier, durchflog die Zeilen und reichte es stumm zurück.

„Hier an die Marschallin Fontrailles."

„An Ihre Freundin, Eminenz," lächelte der König, das Schreiben nehmend.

„Die Damen correspondiren immer nur mit meinen Freunden," erwiderte der Cardinal, dessen Todfeinde die Fontrailles waren.

„Es ist gut," fuhr Ludwig fort, der auch diesen Brief gemustert hatte.

„Und das dort?" Er streckte die Hand nach dem dritten Schreiben aus, das zweite zurückgebend.

„Eine Gnadenbewilligung für Fräulein von Lafayette."

„O! — ein guter Name," rief der König, das dritte Papier auseinanderschlagend — „hm — ohne verdächtige Anspielungen — Beziehungen."

„Majestät," rief die Königin, jetzt vortretend, „ich hoffe nicht, daß man aufs Neue gewagt hat, mich und meine Diener eines strafbaren Briefwechsels zu beschuldigen. Ihr ganzes Wesen — Ihr Erscheinen, so plötzlich, so unerwartet, hat etwas Beunruhigendes. Sie verbergen mir eine Sache von Wichtigkeit."

Der König, zu dessen glänzenden Eigenschaften Geistesgegenwart nicht gehörte, wurde verwirrt, weshalb der Herr Cardinal sich verpflichtet hielt, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Majestät,“ sagte er, ohne seine Stellung zu verändern, „es handelt sich allerdings um eine wichtige politische Angelegenheit. Es ist Seiner Majestät, unserem gnädigsten Herrn, berichtet worden, daß zwischen einer gewissen Partei und der Herzogin von Savoyen ein Briefwechsel stattfindet, der nichts anderes bezwecken soll, als die von mir entworfenen und von dem Könige sanctionirten Pläne zur Unterwerfung jener störrischen Dame zu vereiteln.“

„Und in Folge dieser Nachricht — werden meine Briefe untersucht?“ rief die Königin, mit wuthblitzenden Augen den Cardinal anstarrend.

„Verzeihung! nicht die Briefe Eurer Majestät — diese gerade nicht. Wir glauben nicht, daß Eure Majestät staats- oder dem Interesse seiner Majestät gefährliche Briefe absenden. Aber wer kann wissen, ob nicht eine von Dero Damen im Solde jener Partei stehe? es würde einer solchen schönen Parteigängerin leicht sein, durch den Courier des Königs an Madame von Fontrailles zum Beispiel ein Briefchen für die Herzogin von Savoyen zu senden, welches die Dame vom Stande der Dinge oder sonst von etwas unterrichtet. Ein solches Briefchen könnte die Dame leicht in ein ganz harmloses Schreiben an Madame de Fontrailles einschließen, die es dann an die rechte Adresse befördern würde. Ja — selbst La Porte könnte bestochen sein, und da es von Grenoble, wo der Marschall Fontrailles residirt, bis zum Schlosse der Herzogin nicht weit ist, könnte La Porte einen kleinen Spazierritt dahin unternehmen —

Sie werden mir zugestehen, daß La Porte ein geschickter Mann ist — er hat Beweise geliefert, aber Sie werden meiner Gerechtigkeit Anerkennung zollen, wenn ich behaupte, daß dies Alles ohne Wissen und Willen Euer Majestät geschehen könnte — und deshalb, um zu erfahren, ob in höchst Ihrer Umgebung keine erkauften oder intriguanten Persönlichkeiten mit dem Namen Euer Majestät ein gefährliches Spiel treiben, geschah diese kleine Ueberraschung, welche den Zweck hatte, unseren gnädigsten Herrn sowohl, als auch Eure Majestät genau von dem Inhalte der Correspondenz in Kenntniß zu setzen."

„Nun und da dieses geschehen ist, werden wir keine weiteren Verhöre zu bestehen haben," sagte die Königin zornig und verletzt.

Jetzt richtete der Cardinal über die Schultern des Königs hinweg einen wahrhaft diabolischen Blick auf Maria von Hautefort. Das Hoffräulein mußte sich mit ganzer Kraft gegen die Wirkung dieses Blickes waffnen. Es lag darin ein Befehl, eine Aufforderung, eine Mahnung — eine Drohung und dann wieder eine bis aufs Höchste gespannte Erwartung, als der Cardinal Maria von Hautefort mit den Augen fast verschlingend, langsam sprechend, indem er jedem Worte Nachdruck gab, sagte:

„Verhöre? wer würde das wagen? aber im allgemeinen Interesse wäre es wohl wünschenswerth, wenn Fräulein von Hautefort auch noch jenen letzten, den vierten — sehr kleinen und zum Verbergen geeigneten Brief, den sie in

ihrer schönen Hand hält, aus dieser in die geweihten Hände Seiner Majestät des Königs übergehen lassen wollte."

Ein schlagähnlicher Ruck machte die drei Damen erbeben. Dieser letzte Brief war eben der verderbliche, den die Königin hatte versiegeln wollen, als sie überrascht wurde, der sogar die Adresse an Christine von Savoyen trug, und den La Porte in besondere Obhut nehmen sollte — dessen Inhalt, wenn er dem Könige bekannt wurde, die drei Verbündeten verderben mußte. Dieses Schreiben befand sich in Maria's Händen, die von dem Cardinal mit drohender, stummer Sprache geängstigt ward; sie las in diesen Augen das Geschick ihres Bruders und ihr eigenes, sie mußte sich entscheiden, ob sie zur Verrätherin an ihrer Herrin werden, oder das Aeußerste wagen wollte, denn ebenso wie der Cardinal drohende Blicke auf sie richtete, trafen sie die flehenden der Königin, und sie fragte stumm: „Wie wirst Du mich retten?"

Maria von Hautefort hatte noch keinen Gedanken auf Rettung — sie hielt nur den verhängnißvollen Brief fest in ihren Fingern, so fest, als wollte sie versuchen, ihn zu Staub zu zermalmen. Der König fixirte einige Secunden lang die Damen, ohne auf die angsterfüllten Mienen derselben besonders zu achten, dann sagte er:

„Madame de Hautefort: ich bitte um das Schreiben. Sie haben mir bereits drei harmlose Briefe ausgeliefert, hoffentlich wird dieser, der vierte, ebenso unverfänglich und nichtsbedeutend sein — geben Sie ihn mir."

In diesem entscheidenden Momente ging auf dem Gesichte Maria's eine Veränderung vor, welche der Cardinal sogleich bemerkte. Sie schien einen Entschluß gefaßt, einen Ausweg gefunden zu haben.

„Sire," sagte sie lächelnd, indem sie die Briefe hinter ihrem Rücken barg, „Sire — ich bitte um ihre Gnade. Sie waren mir stets ein gütiger und nachsichtiger Herr. Seien Sie es auch heute. Der Herr Cardinal hat vorhin die Versicherung gegeben, daß nicht der geringste Verdacht es wagen würde, sich bis zur erhabenen Person Ihrer Majestät der Königin zu versteigen — die gnädigste Monarchin steht also ganz außerhalb dieser höchst peinlichen Scene, nur ihre Umgebung erscheint verdächtig. Ich schwöre Euer Majestät, daß ich nie etwas Staatsgefährliches, den Plänen meines gnädigsten Herrn zuwider unternehmen würde oder unternommen habe — Sie werden meinem Schwur glauben, ich weiß es — nun denn, Sire — gestatten Sie mir, diesen Brief Ihnen verweigern zu dürfen, denn er ist von mir geschrieben."

Der König machte eine Geberde des Erstaunens, Richelieu und die Damen blieben regungslos.

„Von Ihnen? und an wen ist er gerichtet?"

„Ich bitte Sie, gnädigster Herr, dies mein kleines Geheimniß sein zu lassen — daß nichts Politisches oder gar Staatsgefährliches darin sein kann, wenn ich den Brief schrieb, bedarf keiner weiteren Versicherung, also wird Euer Majestät der Inhalt doch nicht weiter interessiren — für

mich aber ist es wünschenswerth, daß Niemand von dem Schreiben Kenntniß nehme."

„Doch — doch —" entgegnete der König unruhig. „Ich möchte gern wissen, was dieser Brief enthält."

„O, Sire — Gnade! Ich bitte, achten Sie mein Geheimniß, wie Sie ja selbst das Recht des Besiegten achten — Sie heißen ja Ludwig der Großmüthige, üben Sie Großmuth gegen mich."

Der König nickte ziemlich ernst, aber nicht unfreundlich — er wollte von dem Verhör ablassen, den Brief nicht berühren, als der Cardinal ihm ins Ohr raunte: „Sire, es ist ein Liebesbrief — eine zärtliche Antwort — Sie brauchen das Schreiben nicht zu lesen."

Der Cardinal hatte sich bei dieser Wendung, welche er der Sache gab, nicht verrechnet. Die Eifersucht des Königs, dessen Neigung für Fräulein von Hautefort bekannt war, wurde sogleich rege. Ludwig XIII. hatte von seinem Vater, dem großen Heinrich, weder das Genie des Monarchen, noch die Glut der Leidenschaft des sinnlichen Menschen geerbt. Die Huldigungen, welche er dem weiblichen Geschlechte darbrachte, waren platonischer Natur, und wäre er als Monarch ebenso tadellos gewesen, wie als Ehemann, so würde er heute eine der ersten Stellen in den Hallen des Geschichtstempels einnehmen. Nichtsdestoweniger mochte der König eine Vernachlässigung oder Zurücksetzung seiner Person besonders da nie dulden, wo er Beweise der persönlichen Verehrung gegeben und erhalten hatte, oder erhalten zu haben

glaubte. Als daher der Cardinal jene Worte gesprochen, gewahrte man an dem ganzen Körper Ludwigs das nervöse Zittern, welches ihn seit seinem zehnten Lebensjahre bei allen außerordentlichen, ernsten Ereignissen überfiel. Er senkte sein Kinn bis auf die Brust und lugte mit den Augen zu Maria von Hautefort hinüber — dann sagte er in einem halbflüsternden Tone:

„Ich bin neugierig, Madame — sehr neugierig. Was auch der Herr Cardinal, was Sie selbst sagen mögen — ich möchte mich durch den Augenschein überführen.“

Maria wich zurück, aber der König that einen Schritt vorwärts — er vergaß Alles um sich her und streckte die Hand nach dem Briefe aus —

„Sire — haben Sie Mitleid!“ rief Maria.

Die Königin und Louise Gonzaga falteten krampfhaft die Hände, der Cardinal zerknitterte den seidenen Gürtel seines rothen Gewandes.

„An wen ist der Brief gerichtet?“ rief der König, dessen Stimme schneidend und dünn vor Erregung war. „Geben Sie ihn sofort — ich befehle es.“

Der Würfel war gefallen — der König streckte zum zweiten Male die Hand aus, und unmöglich durfte Maria ihm den Brief verweigern. Da plötzlich hob die Ehrendame das Schreiben hoch empor. Ihre feine, zarte Gestalt richtete sich auf aus der bittenden, fast demüthigen Stellung, ihr edles Gesicht nahm den Ausdruck der Entschlossenheit — der Herausforderung an, und den Brief schüttelnd, sagte sie:

„Dieses Schreiben ist mein, Sire. Niemand, selbst der König von Frankreich nicht, hat ein Recht, es mir abzufordern. Ich aber liefere es nicht gutwillig aus — wenn es in andere Hände gelangen soll, dann muß es mir gewaltsam entrissen werden. Wohlan denn, Sire, entreißen Sie es der Ehrendame Ihrer Gemahlin, dem Fräulein von Hautefort," — und mit einer blitzschnellen Bewegung schob Maria den kleinen Brief in das reichgestickte Sammetmieder, welches ihren Busen umschloß.

„Aiha! Cospetto!" heulte der Cardinal.

Des Königs Antlitz überzog Purpurröthe. Seine ihm angeborene Hochachtung vor der Ehre des weiblichen Geschlechts hielt ihn von jedem kühnen und verwegenen Schritte zurück, er zuckte die Achseln, und da der Cardinal nicht wagte und wagen durfte, in diesem Falle einen Gewaltstreich anzurathen, blieb das Schreiben in dem von Maria gewählten Verstecke.

„Ich werde jenen Brief nicht lesen," sagte der König. „Aber ich verbiete Ihnen, denselben durch meinen Courier befördern zu lassen. Ich will nicht den Liebesboten für meine Hofdamen abgeben — wer weiß, an welchen leichtfertigen Cavalier Sie schreiben!"

„Sire — das ist zu viel!" rief Maria entrüstet.

„Gewiß thun Euer Majestät dem Fräulein von Hautefort Unrecht," sagte jetzt der Cardinal, welcher Wuthblicke auf Maria geschleudert hatte. „Es ist mir vergönnt gewesen, in das Herzensgeheimniß des Fräuleins von Haute-

fort zu dringen. Der Mann, dem sie ihre Neigung schenkte, ist kein gewöhnlicher. Es ist der Capitain und Gouverneur Herr von Saint-Preuil, der sich bereits die Gunst der schönen Dame in hohem Grade erworben und sogar das Recht erlangt hat, die einsame Wohnung der Angebeteten besuchen zu dürfen."

„Saint-Preuil?" rief der König, dessen Zorn über die Bevorzugung seines Nebenbuhlers ganz offen hervortrat. „Und davon wußten Sie nichts, Madame?" sagte er, sich zur Königin wendend.

„Ich controllire die Gefühle meiner Damen nicht, Sire," entgegnete die Königin. „Ich habe nur gewußt, daß Herr von Saint-Preuil eine Neigung für meine Hofdame hege — ich sehe darin nichts Strafbares; ich weiß aber auch, daß zwischen Maria von Hautefort und dem Herrn Capitain solch zärtliches Verhältniß nicht mehr besteht — sie sind von einander geschieden."

„Ja wohl," fiel der Cardinal ein, „auch dieses weiß ich. Aber der Bruch fand vor nicht allzulanger Zeit statt. Die beiden Herzen trennten sich seit der Nacht des sechsten Mai."

Er beobachtete die Wirkung, welche diese Worte auf Maria machen mußten, genau. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Schrecken, die Aufregung der kurz vorhergegangenen Scene überwältigten die muthige Hofdame. Sie that einen lauten Schrei und preßte die Hand vor ihre Augen.

„Ich bin meiner Sache gewiß. Sie hat mich zwei Mal verrathen. Saint-Preuil war Zeuge jener nächtlichen Unterredung. Ich muß Beide verderben.“

Dies ungefähr waren die Gedanken des Herrn Cardinals, die nur durch eine höchst mißbilligende und zornige Geberde des Königs unterbrochen wurden; Ludwig rief mit dem Zeichen des Abscheues:

„In der Nacht? — ah, und die Dame von Hautefort hatte den Beinamen: die Tugendhafte? ich muß gestehen, Madame,“ herrschte er der Königin zu, „daß unter Ihrem Hofstaate seltsame Dinge Eingang finden. Fortwährend tauchen neue, mir höchst unangenehme Erscheinungen auf — ich werde nächstens Musterung halten.“

Ohne zu grüßen, wendete er sich und ging, die Begleitung des Cardinals nicht einmal erwartend, langsam den Weg des Bosquets hinunter, der zur Gitterthür führte. Ridotto schlug wieder an.

„Himmel — es ist La Porte!“ sagte leise die Königin. „Wenn der König jetzt zum Ausgange kommt, muß er gerade auf den Boten stoßen, dann — —“

„Sollte der kleine schöne Hund eines Freundes Ankunft melden?“ sagte boshaft der Cardinal, die Verlegenheit der Damen bemerkend. „Ich hoffe nicht.“

Er ging an Maria von Hautefort vorüber. „Dieses reizende Mieder birgt einen Schatz!“ flüsterte er. „Aber er wird Ihr Verderben werden. Sie haben eine dreifache Gefahr auf Ihr Haupt herabgezogen. Sie sind an dem Car-

dinal Richelieu zur Verrätherin geworden, Sie täuschten und verachteten die Neigung des Königs, Sie sind die Schwester eines Verschwörers. Ich meine, daß eines von diesen Dingen genügen würde, Sie zu vernichten." Er grüßte artig und eilte dem König nach.

„Gerettet!" athmete die Königin, als Beide hinter den Büschen verschwunden waren.

„Gerettet!" wiederholte Maria. „Aber um welchen Preis, Majestät? meine Ehre — —"

„O! sie wird rein dastehen, wenn wir den Teufel besiegt haben."

„Dieser Sieg wird schwer zu erringen sein!" schluchzte Maria. „Ich kann von diesem Tage an mit dem Leben abschließen. Nehme der Cardinal es hin, es hat keinen Reiz mehr für mich — ich habe vollendet. Ihnen, meine Königin, vermochte ich den wichtigen Dienst zu leisten, das ist ein Theil meiner Lebensbestimmung, alles Uebrige ist dahin für mich. Ich konnte seine Untreue verzeihen, sein Scheiden von mir beweinen, aber ich vermag nicht, die Gewißheit zu ertragen, welche ich heute erhielt, daß der Mann, den ich einst liebte, zum schändlichen Verräther an mir wurde."

„Saint-Preuil sollte dessen fähig sein?" rief die Königin.

„Es ist so. Fragen Sie mich nicht weiter. Nehmen Sie hier den Brief an die Herzogin, dieses entsetzliche Blättchen Papier ist das Todesurtheil meines Lebensglückes — vielleicht auch das Verderben vieler Menschen."

„Sie wissen mehr!" drängte Anna von Oesterreich.

„Ein Geständniß wird Ihre Brust erleichtern — sprechen Sie. Wer ist bedroht? wie wurde Saint-Preuil zum Verräther?"

„Jene Nacht des sechsten Mai, von welcher der Cardinal sprach, ist verhängnißvoll geworden und die, welche den Capitän zum Verrath getrieben, ist . . . Marion de Lorme."

Ein leises Räuspern unterbrach die Sprechende. Ein Mann im grauen Reisegewande, mit Degen und Pistol bewaffnet, erschien im Garten.

„La Porte!" rief die Königin, „hier, nimm den Brief!" Sie reichte ihm das Schreiben an die Herzogin. „Dieses ist der wichtige Brief. Du weißt, um was es sich handelt, Du giebst ihn nur der Herzogin selbst, verbirg ihn sorgfältig."

„Geben Sie mir schnell Alles, Majestät!" sagte La Porte. „Ich habe keine Zeit zu verlieren, mit genauer Noth entging ich dem Könige und dem Cardinal. Der verdammte Hund bellte mich an — ich hätte nur einen Schritt weiter gehen dürfen und ich stand dem Könige gegenüber."

Er barg die Briefe in seine weiten Taschen. „In dreißig Tagen bin ich zurück. Majestät."

La Porte kroch in die Gebüsche und gelangte zu dem Gartenwege.

„Gehen wir jetzt!" sagte Anna von Oesterreich. „Und Du, meine gute Maria — Du hast Dir den Dank Deiner

Herrin, ihre Liebe für ewig erworben. Verzeihe mir, wenn ich Dein Opfer annahm."

Sie küßte Maria auf die Stirn, das Fräulein von Hautefort war bleich und ruhig. Sie preßte die Hand der Königin an ihr pochendes Herz.

„Es ist ein hohes — ein großes Bewußtsein, die schönste und größte Königin dieses Erdtheils gerettet zu haben!" rief sie. „Vergelten Sie mir diesen Dienst durch zwei Gegendienste: Suchen Sie Saint-Preuil zu retten, meinen Bruder zu befreien, wenn über Beiden die Wetterwolke schweben wird — und wenn Ihnen dies gelungen ist, dann, gnädigste Königin, schenken Sie mir eine Zelle, ein stilles Plätzchen in Ihrem Kloster zu Val de Grace."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Saint-Preuil!" murmelte der König, als er wieder mit dem Cardinal in seinem Zimmer angekommen war. „Ich hörte bereits von seiner Anmaßung gegen die Ersten des Reichs — er hat im Ballspielhause die Brezés maltraitirt. Er hat Desnoyers beleidigt. Er soll in seinen Garnisonen mit eiserner Strenge walten — es ist ein sittenloser Mann, dessen anstößige Verhältnisse Jedermann tadelt — die Hautefort — sie thut mir wahrlich leid. Glaubst Du, daß sie ihn wirklich liebte?"

„Ohne Zweifel, Sire!" bestätigte der Cardinal.

„Und jenes Schreiben, welches sie so geschickt verbarg, war wirklich an Saint-Preuil gerichtet?"

„Sire!" entgegnete Richelieu, „ich glaube es nicht."

„Nicht?“ schrie der König zornglühend. „Nicht? dann war es also doch ein verrätherisches? es war ein Brief an — —“

„Christine von Savoyen. Ohne Zweifel.“

„Aber Du sprachst unten im Garten ganz anders — Du warst der Erste, der mir zuflüsterte, es sei ein Liebesbrief.“

„Ich bin zu andern Resultaten gekommen, als ich reiflicher überlegte.“

„Ah — ich wünschte wohl zu wissen, an wen der Brief gerichtet war.“

„Das wäre leicht zu erfahren gewesen, wenn Eure Majestät das Schreiben genommen hätten.“

„Schweig,“ rief der König, dem die Scene im Garten noch jetzt in der Erinnerung, das Blut ins Gesicht trieb. „Ich wünschte wohl, es wäre ein Brief an Christine von Savoyen gewesen,“ setzte er leise hinzu.

„Ich hoffe Euer Majestät bis morgen früh darüber Auskunft ertheilen zu können,“ sagte der Cardinal mit lauerndem Blicke.

„Was soll das heißen?“

„Ueberlassen das Euer Majestät mir ganz allein.“

„Aber wenn es doch ein Brief an diesen Saint-Preuil ist, wenn wir nun ein ganzes Bekenntniß der Neigung für den Capitain in Händen halten?“

„Dann können Sie immer noch handeln, Sire, wie Sie wollen. Der Capitain Saint-Preuil ist ein heißblütiger

Mann — es findet sich leicht ein Vorwand, ihn zu beseitigen; Leute, die gefährlich werden, steckt man in die Bastille," mit sich selbst redend, setzte er hinzu: „Sie können dann mindestens nicht erst plaudern, was sie in Schlafzimmern hörten."

„Hm!" überlegte der König, „das ist nicht gut. In zehn bis zwölf Tagen haben wir vielleicht den Krieg. Saint-Preuil ist einer der tapfersten Degen — ich hatte ihn sehr lieb als solchen — ich brauche ihn im Felde."

„So lassen Sie ihn, wo er ist."

Der König spielte mit dem Schlosse der dicken Vitrybüchse.

„Sagte die Königin nicht — Du ja auch — Saint-Preuil und die Hautefort seien geschieden von einander?"

„Ja Sire, dies ist richtig."

„Also liebt er sie nicht mehr?"

„Ich weiß nicht, ob der Capitain noch Neigung für das Fräulein hegt, aber ich weiß: daß sie sich trennten in der Nacht des sechsten Mai."

„Ha — das war es. In der Nacht! ja — was ist da geschehen?"

„Nun — das ist ein Geheimniß der Liebenden."

„Der Liebenden — richtig," rief der König, den Deckel des Büchsenkastens heftig zuschlagend, „man muß ein scharfes Auge auf diesen sittenlosen Saint-Preuil richten."

# VIII.

## Ueberfall.

Der Cabinetscourier La Porte hatte seine Briefschaften in Empfang genommen. Die wichtigen Papiere, welche er überbringen mußte, befanden sich in der großen Ledertasche, die am breiten Riemen um den Hals des Boten hing und mittels einer dicken Messingschnalle geschlossen war. Sie lag dem Courier gerade vor der Brust, dergestalt, daß er dies wichtige Behältniß immer im Auge behalten und nöthigenfalls decken konnte. Uebrigens reiste La Porte ziemlich ungefährdet. Mit dem Geleitsbriefe des Königs versehen, passirte er leicht alle Städte, fand überall Unterstützung der Behörden, bereitwillige Aufnahme bei den Besitzern großer Herrenhäuser, und das königliche Wappen, welches in farbiger und Goldstickerei auf seiner Brust und seinem Rücken prangte, respectirten sogar die Banditen, deren es zu jener Zeit noch recht viele und verwegene in dem schönen Frankreich gab. La Porte hatte also gut reisen, denn neben diesen Vorzügen seiner Stellung, erfreute er sich auch noch einer wohl gefüllten Börse. Die Reiseroute wurde ihm

durch die betreffenden Räthe des Königs vorgezeichnet. Dieses Mal ging sie über Fontainebleau, Dommeil, St. Leonard, Charolais, Dombes nach Grenoble.

La Porte war sich der Gefahr wohl bewußt, in welcher er schwebte, sobald es sich um Erfüllung besonderer Aufträge für die Königin handelte, denn La Porte hatte schon ein Mal die gefährliche Unterhandlung zwischen der Königin und Frau von Chevreuse vermittelt, wobei er entdeckt und auf Anstiften des Herrn Cardinals ins Gefängniß geworfen worden war. Durch wunderbare Fügung des Zufalls und den Muth ihrer Freunde ging die Königin glücklich aus dieser Intrigue hervor, welche Richelieu zu ihrem Verderben gesponnen, und grade deshalb weil der Herr Cardinal sich thatsächlich blamirt hatte, triumphirte der König, dem nichts willkommener als die Jagd auf Verschwörer war, der aber mit großer Freude eine politische Niederlage des ihm überlegenen Ministers begrüßte. Aus Schadenfreude und um seinem Triumphe den größtmöglichsten Ausdruck zu geben, hatte der König alle Diejenigen, welche bei der genannten Affaire irgend einen Verlust, eine Benachtheiligung oder gar Strafe erlitten haben, durch Belohnung an Geld, Stellen und Geschenken entschädigt. Diesem Umstande verdankte La Porte seine Beförderung zum Dienste eines Cabinetscouriers, dessen Functionen ihn zugleich in den Stand setzten, der Gegenpartei des Herrn Cardinals wesentlichen Vorschub zu leisten. Indessen verfuhr der schon einmal Gestrafte mit großer Vorsicht und nicht ohne ein

gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit. Er hatte absichtlich die ungefährlichen Briefe ganz offen gezeigt, den gefährlichen aber wohl verborgen. In dem Bureauzimmer des Ministeriums, welches im Louvre nach der Rue du Chant hinausgelegen war, packte er in Gegenwart des Rathes Pommereuil seine Tasche und schwang sich dann auf sein starkes Roß, welches im kleinen Vorhofe bereit stand.

La Porte hatte den Tag über höchst sorgfältig umhergespäht, da ihm der Besuch des Königs und des Cardinals im Garten des Louvre verdächtig vorgekommen war. Zum Scheine hatte er sich Abends bei der Königin gemeldet, obwohl er schon alle Papiere erhalten hatte. Da aber jeder Verdacht sorgfältig vermieden werden mußte, schickte die Königin nur eine ihrer Kammerfrauen an La Porte, welche ihm zwei gewöhnliche Bestellbriefe für Autrain mitgab, aus welchem Orte die Königin ihre Riechwasser bezog. La Porte war während des Tages in seiner Wohnung geblieben. Er hatte den kleinen Reitstall am Louvre, woselbst sein Pferd stand, nur verlassen, nachdem vorsichtig das Terrain sondirt worden war. Jede Person, die er begrüßte, ward von ihm besonders beobachtet, und selbst unbekannte Leute, welche eine Zeitlang hinter ihm hergingen, unterlagen einer sorgfältigen Controlle des Couriers, bis er sich überzeugt hatte, daß sie nicht seine Wege belauerten. La Porte hielt sich daher für vollkommen gesichert und verließ, mit dem Hahne seines langen Karabiners liebäugelnd, das Thor Saint-Antoine von Paris. Er warf beim Hinausreiten einen höhnischen

Seitenblick auf die dunkeln Mauern der Bastille, hinter denen er eine Zeitlang geschmachtet hatte, pfiff ein munteres Lied und ließ zu seinem Vergnügen den Brief an Christine von Savoyen knistern, indem er zuweilen die Wappenstickerei auf seiner linken Brust drückte, unter welcher gerade die Tasche lag, in deren Falten der gefährliche Brief verborgen war.

La Porte hatte noch eine große Beruhigung. Die ganze Landstraße war nämlich mit vorwärts marschirenden Truppen bedeckt. Wie sich der Leser erinnern wird, hatten Montausier im Hotel Rambouillet und Cinq Mars bei Marion de Lorme schon von dem nahebevorstehenden Ausmarsche der Armee gesprochen. Dieser Marsch fand bereits seit drei Tagen statt. Nach dem Plane des Cardinals begann Frankreich den Krieg in diesem Jahre mit drei Armeen. La Meillerave, Feuquier und Chatillon kommandirten diese Heerhaufen, welche sich zu gleicher Zeit in Bewegung setzten. Man konnte daher auf allen Straßen eine Unzahl von Wagen, Reitern und Fußgängern, Geschützen und sonstigem Zubehör einer großen Armee begegnen. La Porte kannte manchen der Ausmarschirenden. Er blieb deshalb in Gesellschaft, bis Fontainebleau hinter ihm lag — hier hatte er die Avantgarde des Chatillonschen Corps erreicht, und da es dem Courier nothwendig schien, einen schärferen Ritt zu machen, nahm er Abschied von den langsamer marschirenden Truppen, gab seinem Pferde die Sporen und trabte

in das dichte Gehölz, welches die kleinen Höhenrücken bedeckte, die sich gegen Pont d'Yonne hinziehen.

Es war bereits Nacht geworden. Der Lärm, den die Truppen verursachten, verhallte. La Porte befand sich auf der öden Landstraße allein. Da vielerlei Gesindel in der Nähe einer marschirenden Armee verweilt, hielt La Porte es für gerathen, seinen Karabiner schußfertig zu machen. Zerrissenes Gewölk zog hin und wieder über die Mondesscheibe und ließ die Gegenstände nur sehr undeutlich erkennen. Zuweilen glaubte La Porte einige Gestalten bei dem kleinen Buschwerke zu erblicken, welches an der Landstraße wucherte, er überzeugte sich jedoch, daß es Augentäuschung war, dagegen vermeinte er ganz in seiner Nähe Pferdegetrappel zu hören. Er hielt sein Roß an. Die Hufschläge kamen näher. Obgleich der Courier keinen bestimmten Grund zum Argwohn hatte, setzte er sich doch fest im Sattel und ließ sein Roß schärfer ausgreifen. Sobald dies geschah, wurden die Hufschläge der unsichtbaren Reiter ebenfalls schneller. La Porte gerieth sehr bald auf die Vermuthung, daß er verfolgt werde. Als er noch sann, was unter diesen Umständen das Klügste sein möchte, blitzten schnell nach einander zwei Schüsse auf, gleich hinter diesem krachenden Abendgruße sprengten zwei Reiter aus dem Gebüsche auf ihn zu und begannen ohne ein Wort weiter zu sprechen, den Courier zwischen sich nehmend, auf dessen Tasche einen Angriff. La Porte spornte sein Pferd und es gelang ihm aus der Mitte seiner Verfolger zu entkommen,

die jedoch schon blanke Degen in den Händen hatten und trotz seines Rufes: „Courier des Königs!" auf ihn loshieben.

Der dicke Filzhut fing die ersten Hiebe auf — dann wendete sich La Porte und feuerte, ohne zu treffen, seinen Karabiner ab, dann riß er seinen Pallasch heraus, warf das Pferd herum und setzte sich gegen die Angreifer zur Wehre. Er vermochte nur mühsam die beiden Wüthenden abzuhalten, welche ihn mit ihren Rossen umkreisten, sie versuchten dem Courier die Tasche zu entreißen, und der eine hatte schon so stark den Riemen angezogen, daß La Porte dadurch auf den Sattelbug geschleudert wurde, aber ein Hieb, der des Gegners Pferd traf, befreite den Courier, welcher unaufhörlich schrie: „Mörder! Diebe! Hilfe!" Die Angreifer wechselten kein Wort bei ihrem nächtlichen Geschäfte, sondern bemühten sich vielmehr alles so lautlos wie möglich abzuthun; daß es auf seine geheime Correspondenz abgesehen sei, ward La Porte schnell genug klar, denn einer der Reiter beschäftigte ihn fortwährend durch Angriffe, während der zweite ihn von hinten zu umklammern und das Wamms des Boten zu öffnen suchte. Diese tolle Jagd wälzte sich schon eine Zeitlang auf der Landstraße herum, welche vollständig öde blieb; La Porte fühlte seine Kraft erlahmen, das gefährliche Schreiben mußte in die Hände der offenbar gedungenen Räuber fallen, damit hatte der Cardinal wieder einen großen Sieg errungen. Diese Gewißheit machte den Boten noch ängstlicher und verwirrter, er vermochte nicht

mehr die Hiebe seiner Feinde zu pariren, da ihm die Hand zitterte, und schon ergab er sich in sein Schicksal, als plötzlich an der rechten Seite des Weges helles Fackellicht aufflammte, es schien La Porte, als brause das Gesumme von Stimmen und schnauften Rosse, seine Angreifer mußten dasselbe sehen und hören, denn sie verdoppelten ihre Anstrengungen, während der Bedrängte sich noch ein Mal zusammenraffte und mit dem ganzen Aufgebote seiner Lungenkraft schrie: „Hieher! Zu Hilfe dem Courier des Königs!“

Nun geschah etwas, das dem Boten wie ein Traumbild vor die Sinne gerückt ward. Eine Anzahl von Reitern setzte über den Graben, umzingelte die drei Kämpfenden, Lichter blitzten und in wenig Secunden waren die Angreifer La Porte's in scharfes Gefecht verwickelt. Der Bote hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich hinter seine unerwarteten Helfer zu flüchten. Es waren Dragoner der Armee. Er hörte und sah, wie einige derselben auf die beiden Reiter loshieben, besonders aber setzte ein hochgewachsener Mann einem der Angreifer heftig zu, und erst jetzt ward es La Porte klar, mit wem er zu thun gehabt und wer sein Retter war, denn ihre Klingen beim Lichte der Fackeln mit einander kreuzend riefen die beiden Fechter sich zu:

„Ha — besten guten Abend Herr von Cahusac.“

„Willkommen Herr von Saint-Preuil.“

„Sie machen gute, wackre Geschäfte.“

„Sie stören die Anordnungen des Herrn Cardinals.“

Bei jedem Ausrufe erfolgte ein Hieb, den der Angerufene parirte, bis endlich Saint-Preuil dem Herrn Cahusac einen so wuchtigen Stoß durch den Arm versetzte, daß der Getroffene mit lautem Schrei sein Pferd wendete und ohne sich umzusehen auf's Gerathewohl in die dunkle Nacht hineinjagte. Sein Begleiter hatte sich schon früher aus dem Staube gemacht. Der vom Kampf ermattete La Porte, dessen Bagage glücklicher Weise unversehrt geblieben war, befand sich nunmehr inmitten seiner Helfer.

„Ihnen, Herr von Saint-Preuil, danke ich meine Rettung," rief La Porte dem Capitain entgegen, als dieser langsam auf ihn zukam; „Sie haben einer hohen Dame einen großen Dienst geleistet!" setzte er leise hinzu, sich aus dem Sattel zu Saint-Preuil beugend.

„Ich weiß, um was es sich handelt," sagte der Capitain ernst, seinen Degen in die Scheide stoßend, „es ist ein geheimes Schreiben der Königin, welches Ihr überbringen sollt."

„Wie, Sie wußten? — also kamen Sie nicht zufällig her?"

„Doch, mein Freund. Ich bin mit meinem Reitertrupp auf dem Wege nach Dourlens — aber ich kannte Euren Auftrag und als ich Herrn Cahusac erblickte, wußte ich, daß es sich um Eure Aufhebung handelte. Gewährt mir für diesen Dienst eine Bitte."

„Sprechen Sie, Capitain."

„Sagt mir, wann Ihr das Schreiben erhieltet, welches

Ihr bei Euch tragt. Ihr dürft mir trauen, denn indem ich Cahusac angriff, wagte ich den Zorn des Cardinals."

„Heut morgen ward mir das Schreiben übergeben."

„Von wem?"

„Von der Königin."

„War Niemand sonst zugegen?"

„Ja, die Prinzessin von Gonzaga und das Fräulein von Hautefort; aus ihren Händen nahm es sogar die Königin."

„Ha! sie wußte — die Hautefort kannte den Inhalt. Sie hat es dem Cardinal verrathen."

„Verzeihung, mein Capitain! Ich glaube das nicht. Vielmehr scheint es mir, daß Fräulein von Hautefort jenes Schreiben der Königin gerettet habe, denn plötzlich, gerade als die Papiere mir übergeben werden sollten, erschienen Seine Majestät und der Herr Cardinal im Garten. Was dort vorging, weiß ich nicht, aber hätte der Cardinal den Inhalt des Schreibens erfahren, dann wäre es unnöthig gewesen, jenen so eben durch Ihre Hilfe vereitelten Angriff auf mich machen zu lassen."

„Ihr habt recht," sagte Saint-Preuil mit freudestrahlendem Gesichte. „Sie hat sich nicht erkaufen lassen," setzte er leise hinzu. „Wenn sie auch einem Könige Erhörung schenkt, — sie wirft sich doch nicht fort an seine Diener."

Er rief zwei Dragoner herbei.

„Geleitet Herrn La Porte bis Melun. Gute Nacht."

„Nochmals tausend Dank, Capitain," rief der Courier.

„Aber Sie — Sie werden einen harten Strauß zu bestehen haben. Der Cardinal muß erfahren, daß Sie seinen Schlag gegen die Königin vereitelten."

„Bah!" rief Saint-Preuil sich hoch im Sattel aufrichtend! „Er komme, ich will doch sehen, wie er es anfängt, den Capitain von Saint-Preuil, Gouverneur von Dourlens mitten aus seinen Soldaten herauszuholen. Gute Nacht."

La Porte schüttelte noch einmal des Capitains Hand.

„Grüßen Sie Fräulein von Hautefort!" rief Saint-Preuil, aber ehe noch La Porte antworten konnte, war der Capitain schon im Dunkel verschwunden. Der Courier und seine Escorte trabten die Straße nach Melun entlang.

---

König Ludwig XIII. war seit langer Zeit nicht in so auffälliger Bewegung gesehen worden. Er ging im Zimmer umher, beachtete seine Falken nicht, ließ die beiden großen Jagdhunde nicht apportiren und betrachtete seine Gewehre nur flüchtig. Mit dem Glockenschlage neun Uhr trat Lachesnaye in das Cabinet, um mit tiefer Reverenz den Herrn Cardinal zu melden. Der König ging dem Eintretenden hastig entgegen.

„Nun?" fragte er schnell. „Was giebt es? haben Sie den Brief? welches ist der Inhalt? es ist ein Brief an die Herzogin gewesen. Nicht wahr?

Der Cardinal blieb dicht an der Thür stehen und sagte

kaltblütig: „Majestät — ich bringe keinen Brief. Der von mir beabsichtigte Schlag gegen die Verräther ist mißglückt.“

„Ha! ha! ha!“ lachte der König boshaft. „Ein Staatsstreich ist mißlungen — wieder ein verfehlter Schuß. Oh — Sie sehen nichts als Gespenster — Sie wollen Alles haben, wissen, fangen, veranstalten, und nun nicht einmal den armseligen Brief, ha! ha! ha!“

Der Cardinal ließ diesen Ausbruch königlicher Schadenfreude vorübergehen, dann blinzelte er mit den Augen, zog seine Mundwinkel in höhnische Falten und sagte:

„Ich muß gegen die Annahme Euer Majestät, daß ich Gespenster sehe, unterthänigst protestiren. Daß der Brief wirklich vorhanden war und ist, wissen Sie, gnädigster Herr, so gut als ich. Was Sie aber noch nicht wissen, das ist die Mittheilung, welche ich zu machen im Stande bin: daß jener Brief nicht ein politisches Schriftstück bildet, sondern daß er viel harmloser und ganz ungefährlich für das Staatswohl ist, denn es ist ein ganz gewöhnlicher Liebesbrief, der bereits an seine Adresse, und zwar durch einen merkwürdigen Zufall gelangte.“

„Ein Brief an — —“

„Herrn von Saint-Preuil. Ich hielt es nämlich für gerathen, die Couriertaschen des Herrn La Porte auf dessen Wege hinter Fontainebleau ein Wenig visitiren zu lassen; aber diese Visitation wurde durch Herrn von Saint-Preuil gestört, der mit einigen Bewaffneten herbeieilte, meine Leute

in die Flucht trieb und sich ohne Zweifel von Herrn La Porte den Brief des Fräuleins von Hautefort ausbat."

„Wie? jener Saint-Preuil — —"

„Ist sicherlich nicht der Retter des La Porte durch Zufall geworden. Er wartete auf den Boten in der Nähe der Landstraße, um das Schreiben des Fräuleins in Empfang zu nehmen — was dieses Schreiben alles enthielt — ob es nur Austausche zärtlicher Empfindungen waren — das muß dahingestellt bleiben. Vielleicht enthielt es noch andere Dinge."

„Aber dieser Saint-Preuil ist ein Toller, ein Rebell, ein Störenfried!" rief der König zornig. „Wie darf er es wagen, einen Courier des Königs in seinem und im Dienste jenes Fräuleins von Hautefort zu verwenden?"

„Und die Officiere des Cardinals anzugreifen —" sagte Richelieu.

„Dies wäre das Geringste. Er hielt sie vielleicht für Räuber," entgegnete der König höhnisch. „Aber daß er mein Wappen mißbraucht, unter dessen Schutz der Courier reist — das ist eine Keckheit. Der ganze Adel klagt über ihn."

„Man muß ihn vor Gericht stellen, Sire!" rieth der Cardinal. „Ich werde den Haftbefehl ausfertigen."

„Halt!" fiel der König ein. „Schieben wir es noch auf. In wenig Tagen gehen wir Beide zur Armee ab — ich werde dann selbst diesen stolzen, unverschämten Capitain verhaften lassen, der sich in allen Dingen gleich einem

Fürsten geberdet — der Alles erobern, gewinnen will. Lassen wir ihn noch. Er muß erst vor Arras Dienste thun. Sein Arm ist ebenso tapfer, wie sein Stolz und seine Anmaßung unbändig sind."

Der Cardinal begab sich nach jener Unterredung ziemlich zufrieden in sein Schlafgemach. Er hatte zwar seinen Zweck: der Königin eine schreckliche Katastrophe zu bereiten, nicht erreicht, aber er hatte doch mindestens die Bosheiten seines Gebieters dadurch vergolten, daß er diesem die Gewißheit von dem zärtlichen Verhältnisse, welches zwischen Saint-Preuil und Maria bestanden hatte, auf's Neue beibrachte, eine Gewißheit, die der verletzten Eitelkeit des Monarchen empfindlich schmerzen mußte, was dem Herrn Cardinal eine nicht geringe Freude verursachte. Außerdem hatte er die vollständige Ungnade und damit die leicht mögliche Inhaftnahme Saint-Preuils in Aussicht, dessen Person der Cardinal zwar schätzte, der ihm aber gefährlich war, weil der Capitain ohne allen Zweifel die für Richelieu's Ansehen compromittirende Unterredung in der Nacht des sechsten Mai belauscht hatte. Maria, in der Gunst gesunken, der Capitain in sicherem Gewahrsam, die Verschwörung Vendômes unter den wachsamen Augen des Cardinals reifend, neues Mißtrauen Ludwig's gegen seine Gemahlin — dies alles waren Dinge, deren Gang den Wünschen des Cardinals vollkommen entsprach. Er hatte deshalb Vitry ziemlich wohlwollend empfangen und als er eben in sein Bett steigen wollte, erschien Bournais noch

einmal mit der Meldung, daß der starkverwundete Cahusac noch im Vorzimmer sei, um Seiner Eminenz Mittheilung von dem eigentlichen Zusammenhange der verunglückten Expedition gegen La Porte zu machen. Statt aufzubrausen, sagte der Cardinal zu Bournais sehr gelassen:

„Er kann sich nach Haus packen; ich weiß die Geschichte bereits durch Vitry."

„Der arme Cahusac ist arg zugerichtet, er will sich nur vor Euer Eminenz zeigen und bittet, seine Wunden zu besichtigen, weil er dadurch am besten den Beweis führen kann, daß er nichts versäumte."

Der Cardinal öffnete die Thür. Cahusac saß mit verbundenem Kopfe und Arme in einem Lehnsessel; als der Cardinal in die Thür trat, wollte der Verwundete sich erheben, Seine Eminenz winkten jedoch mit der Hand und sagten:

„Ich bedauere Ihre Verwundung sehr, lieber Cahusac. Machen Sie ein andermal Ihre Sachen besser. Bei dieser Ausführung waren Sie kein geschickter Arzt, sondern ein Esel."

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin, Zimmer-Str. 91.